

Hessisches Pfarrblatt

**Zweimonatsschrift für Pfarrerinnen und Pfarrer
aus Hessen-Nassau und Kurhessen-Waldeck**

Spezialisten im Pfarramt?

Vorstandsbericht im Pfarrverein der EKHN **31**

Das rote Jahrzehnt

Zur Bedeutung der 68er-Bewegung für die Kirche **33**

Missionarische Möglichkeiten in der Region entdecken

Strukturanpassungen als Chance für den **38**

Lauf des Evangeliums

Martin Luther King – Bürgerrechtler,

Mystiker und Prophet nach 50 Jahren **44**

Ich habe das gelobte Land gesehen

Liebe Leserin, lieber Leser,

ich liebe das Unperfekte, das Gebrochene. Nicht zuletzt, weil hinter den wunderschön inszenierten Festen im kirchlichen Jahreskreis immer eine Substanz dieses Gebrochenen und Unperfekten steht. Weihnachten – der König der Welt im schäbigen Stall mit alles andere als reinlichen Windeln (gegen EG 43,2!). Pfingsten – zwischenmenschlich Grenzen werden überwunden, und die distanzierten Betrachter haben nur das Gefühl: Alle betrunken! Und Ostern ganz besonders, an jedem der dazugehörigen Tage. Palmarum: Frenetischer Jubel, der im Halse stecken bleibt. Gründonnerstag: Ein übler Verdacht zerstört die Stimmung beim Abendmahl. Karfreitag: Jesu Freunde erweisen sich einmal mehr als Versager. Selbst am Ostersonntag: Unglaube und Entsetzen packen die Frauen, denen der Engel persönlich von der Auferstehung berichtet.

Von alledem fasziniert mich in diesem Jahr das letzte Abendmahl am meisten. So sehr das Brot zum Wein gehört und der Tod zur Auferstehung, so sehr scheint der Verrat zu diesem Essen zu gehören. Und mehr noch: Als Jesus die Gewissheit äußert: „Einer unter euch, der mit mir isst, wird mich verraten“, da fragt sich jeder – jeder! – ob er es sein könnte. Das Gebrochene, das Unperfekte gehört zu den Jüngern, gehört zu uns. Aber gerade darin steckt eine himmlische Botschaft: Selbst der, der ihn letztlich verrät, darf teilhaben an dem Mahl, das für Versöhnung und Vergebung steht. Und alle, die an sich selbst (ver)zweifeln, werden umfungen von diesem Gnadengebot. Kann die Schönheit des christlichen Glaubens, kann seine Relevanz für unsere Gesellschaft eindrücklicher dargestellt werden?

Kein Wunder ist es jedenfalls, dass auch in der Kirche manches gebrochen, unperfekt ist. In seinem Vorstandsbericht skizziert Martin Zentgraf viele Entwicklungen in der EKHN. Kritisch beleuchtet wird dabei der Trend zur Entprofessionalisierung. Und zur Arbeitsbelastung im Pfarramt fordert er: „Administrative und Managementaufgaben müssen so organisiert werden, dass sie maximal zumutbare zeitliche Ressourcen nicht übermäßig und grundsätzlich überschreiten.“ (S. 31)

Über eine neue kirchliche Gegenwart schreibt Armin Beck in seinem Aufsatz unter dem Titel „Missionarische Möglichkeiten in

der Region entdecken“. (S. 38) Er nimmt dabei nicht nur den Regionalisierungsprozess in den Blick, der als „Antwort auf den Wandel“ gekennzeichnet wird. Außerdem zeigt anhand der „Fresh expressions of church (FreshX)“ auf, wie die Regionalisierung genutzt werden kann, um missionarisch aktiv zu werden.

Konrad Schulz blickt im Jubiläumsjahr 2018 zurück auf die Zeit vor 50 Jahren. „Die 68er“ prägten mehr als nur ihre Gegenwart. In seinem Beitrag über „Das rote Jahrzehnt“ gibt der Autor einen Einblick in das Jahr, das geprägt war durch die „Anti-Vietnamkriegs-Bewegung, den Prager Frühling und das Massaker von My Lai, das Engagement für die Befreiungsbewegungen in Afrika und Lateinamerika“. Intensiv und kenntnisreich zeigt er: Es war auch eine Zeit, in der „die bis dahin unterbliebene Einlösung wesentlicher Anliegen der Bekennenden Kirche wieder aufgenommen“ wurde. (S. 33)

Im selben Jahr 1968 starb mit Martin Luther King der Protagonist einer Bewegung, die die westliche Welt fast ebenso verändert hat wie Martin Luther selbst. Der gläubige und sendungsbewusste Aktivist wird von Martin Schoßwald dargestellt als ein Prophet des 20. Jahrhunderts, der mitunter so anmaßend geklungen habe wie alle Propheten, die behaupten, den göttlichen Willen auszusprechen. (S. 44) Am 4. April jährt sich Kings Tod zum 50sten Mal. Sein Kampf, sein Traum: Gebrochen! Und doch...

Für die Tage rund um Ostern und die kommende Zeit wünsche ich uns, dass wir uns anstecken lassen von Gottes Liebe zum Unperfekten. Eine Welt, die eher von Optimierung und Effizienz geprägt ist als von der Gelassenheit so sein zu dürfen, wie man ist, hat diese Liebe bitter nötig. Wir wissen es: Gott selbst durchbricht alles scheinbar Perfekte und umfängt das Gebrochene mit Gnade. Gerade darin liegt die Schönheit des christlichen Glaubens.

Dass es uns gelingt, etwas von dieser heilsamen Botschaft in unserer Gesellschaft, in unseren Gemeinden und in unserem eigenen Leben aufscheinen zu lassen, dazu helfe uns Gott!

Ihr Ingo Schütz

Vorstandsbericht im Pfarrverein der EKHN

Martin Zentgraf

Die Anzahl unserer Vereinsmitglieder ist im zurückliegenden Jahr leicht – auf 1.844 – gestiegen. 1.195 sind im aktiven Dienst, 86 sind Vikarinnen und Vikare – die Weiteren im Ruhestand oder beurlaubt.

Im Blick auf den Nachwuchs freut es uns, dass so genannte Spätberufene eine zunehmend relevante Gruppe darstellen. Immer mehr Berufstätige um die 40 entscheiden sich lebensgeschichtlich einen neuen Weg zu beschreiten und Theologie mit dem Berufsziel Pfarramt zu studieren. In Marburg wird ein berufsbegleitendes Studium in Volltheologie seit Jahren angeboten – Frankfurt und Mainz (und weitere Fakultäten deutschlandweit) wollen folgen.

Freilich wird auch diese Gruppe die Lücke nicht kompensieren können, die durch die zahlreichen Pensionierungen der Babyboomer-Jahrgänge ab 2020 entstehen wird. Die Kirchensynode hat daher beschlossen, die Pfarrstellen zwischen 2020 und 2024 um jährlich 1,4 Prozent abzuschmelzen. Außerdem sollen Pfarrpersonen in Fach- und Profilstellen durch Angehörige anderer Berufsgruppen – etwa Gemeindepädagogen – ersetzt werden können.

Es ist erkennbar: In Zeiten der Knappheit will man die zur Verfügung stehenden Pfarrerrinnen und Pfarrer möglichst auf die Gemeindepfarrstellen hinlenken. Pfarrstellen in anderen Bereichen erscheinen dann eher durch andere Berufsgruppen ersetzbar. Konzeptionell wird die Vision von „multiprofessionellen Teams“ eingeführt. Das Verhältnis von derzeit rund 1.600 Gemeindegliedern pro Pfarrerrin oder Pfarrer soll allerdings im Blick auf die zurückgehende Kirchenmitgliederzahl der EKHN gehalten werden.

So verständlich diese Logik ist, so sollen hier aufkommende Gefahren nicht verschwiegen werden: Der Pfarrberuf bezieht seine Attraktivität bisher auch daher, dass die potentiellen Berufsfelder sehr vielfältig sind. Bei aller Hochschätzung des parochiebezogenen Gemeindepfarramtes, wäre es eine Verarmung, wenn tendenziell nur dieses künftig erhalten bleiben würde.

Grundsätzlich stellt sich auch die Frage: Sind denn Pfarrerrinnen und Pfarrer so leicht durch andere Gruppen zu ersetzen?

Diese Frage hat im zurückliegenden Gespräch mit dem Kirchenpräsidenten noch einen ökumenischen Aspekt erhalten. Im Rückblick auf das Reformationsjubiläum berichtete er von intensiver gewordenen evangelisch-katholischen Kontakten – und der Frage von katholischer Seite, ob das Amtsverständnis in der evangelischen Kirche denn ausreichend unterscheidungskräftig sei. Ist es denn im Ergebnis nicht so, dass man mit äußerst niederschweligen Schmalspurweiterbildungen faktisch zu den gleichen gottesdienstlichen Befugnissen kommt – wie mit Volltheologie und Ordination? Wird das Ziel des Theologiestudiums, eine selbständige theologische Urteilsfähigkeit zu erreichen, kirchlich überhaupt noch ausreichend geschätzt? Haben wir es nicht nur mit einem gesellschaftlichen Bedeutungsverlust von Kirche zu tun, sondern auch mit einem innerkirchlichen Bedeutungsverlust von Pfarrerrinnen und Pfarrern?

Freilich kann es nicht Absicht solcher Fragen sein, ein überhöhtes Amtsverständnis zu revidieren. Auch schätzen wir Lektorinnen und Lektoren – und die Prädikantinnen und Prädikanten – und sind den Kolleginnen und Kollegen dankbar, die sich an deren Ausbildung beteiligen. Andererseits ist vor allen Tendenzen hin zu einer Entprofessionalisierung der kirchlich geordneten Evangelischen Verkündigung zu warnen.

Artikel 14 der Confessio Augustana betont, dass in das Amt „ordnungsgemäß“ eingesetzt werden muss. Im Blick auf die evangelische Kirche lassen sich hier heute Auflösungserscheinungen beobachten. Es wird oft nicht mehr deutlich, dass die Predigt des Evangeliums und die dem Evangelium gemäß gereichten Sakramente grundsätzlich Vorbehaltsaufgaben der Pfarrerrinnen und Pfarrer sind. Der Unterschied, der durch das anspruchsvolle Theologiestudium und das Vikariat einerseits – und durch die Ordination andererseits – gegeben ist, wird tendenziell eingeebnet und abgewertet. Andere kirchliche Gruppen ha-

ben Dienste je eigenen Rechts – nicht aber die mit der Ordination verbundenen unbefristeten Rechte und Pflichten des Pfarramtes, dessen Zugangsvoraussetzung ein volles Theologiestudium bleiben muss. Schmalspurzüge sind auf dem Hintergrund des reformatorischen Bildungsanspruchs abzulehnen.

Zur Begrenzung der administrativen Aufgaben: Der Beruf der Pfarrinnen und Pfarrer muss so organisiert werden, dass sie ihrem Verkündigungsauftrag, den pastoralen und theologischen Aufgaben, nachkommen können. Administrative und Managementaufgaben müssen so organisiert werden, dass sie maximal zumutbare zeitliche Ressourcen nicht übermäßig und grundsätzlich überschreiten. Andererseits müssen Pfarrfrauen und Pfarrer an den organisatorischen und finanziellen Entscheidungen angemessen beteiligt sein, weil nur sie zu Experten der theologischen Urteilsbildung ausgebildet sind. Management, Organisation und Institution dürfen keiner angeblichen Eigengesetzlichkeit überlassen werden, sondern müssen in der Kirche theologisch verantwortet sein.

Der im Vergleich mit der Reformationszeit neue Aufgabenhorizont in unserer säkularen Gesellschaft: Wolfgang Thierse hat im vergangenen Jahr bei einer Festveranstaltung des Landes Rheinland-Pfalz zum Reformationsjubiläum treffend formuliert: Darum wird es in der Zukunft noch mehr gehen als bisher: „Alle – Christen, Muslime, Juden, Atheisten, Agnostiker, Einheimische wie zu uns Gekommene – sie alle, wir alle werden uns der Debatte stellen müssen: Was ist das verbindend Gemeinsame? Worauf gründen wechselseitige Anerkennung und Gesprächsbereitschaft der Verschiedenen? ... Was ist Toleranz, wie weit muss und darf sie gehen? Wie vergewissern wir uns des Gemeinsamen, damit wir Vielfalt friedlich – zwar nicht konfliktfrei aber friedlich – leben können?

Daran haben wir also miteinander zu arbeiten: an einem gemeinsamen Bürgerbewusstsein über alle kulturellen und religiös-weltanschaulichen Differenzen hinweg, gewissermaßen an einem Wir, das Toleranz, gemeinsame Verantwortung und Solidarität miteinander vereint! Der Beitrag der Kirchen genau dazu ist nach meiner Überzeugung unersetzlich und eine Verpflichtung. Das nicht zuletzt lehrt uns die Erinnerung an die Reformation.“

Auf unsere Ausgangsfrage heruntergebrochen: Der gesellschaftliche Kontext des Pfarramtes hat sich heute im Vergleich zur Reformationszeit gravierend verändert. Christengemeinde und Bürgergemeinde sind nicht mehr weitgehend identisch, sondern es hat sich eine breite säkulare Öffentlichkeit herausgebildet und Angehörige anderer Religionen sind in unserem Land zahlreich vertreten. Insbesondere die große Gruppe der konfessions- und religionslosen Menschen stellt eine neue Herausforderung für die evangelische Kirche dar. Ihr kann nicht alleine durch Maßnahmen der „Mitgliederbindung“ in einer abgegrenzten Kirchengemeinde oder auf gesamtkirchlicher Ebene begegnet werden.

Evangelische Kirche muss hier neue Schritte gehen, ohne sich Illusionen eines „Wachsens gegen den Trend“ hinzugeben. Das Gemeindepfarramt und die weiteren bisher bestehenden Spezialpfarrämter sind für diese Aufgabe nicht ausreichend. Eine eigene Form des Pfarrdienstes mit der Zielsetzung der Mitgliedergewinnung sollte daher entwickelt werden.

Die zuletzt genannten Überlegungen sind auch breit auf der Ebene der Fuldaer Runde, das heißt, der gemeinsamen Tagung der ev. Pfarrvereine und Pfarrvertretungen in Deutschland, diskutiert worden. In der EKHN können wir sagen, dass wir diesen EKD-weiten Bezug nun stärker wahrnehmen, da nicht nur ich, sondern auch Werner Böck im Vorstandsvorstand mitwirken. Werner Böck ist zum Schatzmeister des Verbandes gewählt worden. Die Kassen-Geschäftsstelle des Verbandes ist zu uns nach Frankfurt gekommen, dem Ort, an dem der deutsche Pfarrverband auch im Vereinsregister eingetragen ist.

Der vergangene Tag für Pfarrfrauen und Pfarrer in Mainz war nicht nur sehr gut besucht, sondern auch inhaltlich durch den Vortrag von Prof. Ruh eine Bereicherung. Der Vortrag ist inzwischen im Deutschen Pfarrerbund erschienen.

Herzlich einladen möchte ich schließlich zu unserem kommenden Pfarrtag am 20. Juni in der Idsteiner Unionskirche. Prof. Hambrecht, Neurologe, Psychiater und Psychotherapeut, wird sich der Frage stellen, ob Glaubenspraxis helfen kann, geheilt zu werden.

*Martin Zentgraf
Freiligrathstr. 8, 64285 Darmstadt*

DAS ROTE JAHRZEHT

Zur Bedeutung der 68er-Bewegung für die Kirche

Konrad Schulz

Das Jahrzehnt des Reformationsjubiläums ist vorbei. Da kann man sich wieder mit anderen Jubiläen beschäftigen, auch solchen, die nicht auf den ersten Blick mit Kirche zu tun haben. In diesem Jahr gibt es davon ziemlich viele: unter anderem der Geburtstag von Karl Marx 1818, 100 Jahre Weimarer Republik und Oktober-Revolution 1918, 50-jähriges Jubiläum des Treffens der lateinamerikanischen Bischofskonferenz von Medellín und nicht zuletzt 50 Jahre 1968.

1968 steht für weltweite Studentenproteste, für die Anti-Vietnamkriegs-Bewegung, den Prager Frühling und das Massaker von My Lai, das Engagement für die Befreiungsbewegungen in Afrika und Lateinamerika, aber auch für Musik, Drogen, freie Liebe und Mini-röcke. Das Jahr ist eng verbunden mit Namen wie Robert F. Kennedy, Martin Luther King, Rudi Dutschke, Daniel Cohn-Bendit, aber auch mit dem Terror der RAF um Andreas Baader, Gudrun Ensslin und Ulrike Meinhof und mit dem Putsch in Griechenland.

Tausende Studenten gingen in den 1960er Jahren auf die Straße – und unter der Chiffre „68“ in die Geschichtsbücher ein. Paris, Berlin, Frankfurt, New York, Berkeley, Rom, Prag, Rio, Mexico City, Warschau – das waren die Orte einer Revolte, die um den gesamten Erdball ging und Herzen und Träume einer ganzen Generation eroberte.¹ „Phantasie an die Macht!“, hieß einer der Slogans vom Mai 68.

Die APO protestierte gegen starre Strukturen, den Vietnamkrieg, Notstandsgesetze, die atomare Ost-West-Teilung der Welt, die rigide Sexualmoral, die starre Lebensweise der Gesellschaft und die Nichtaufarbeitung des Nationalsozialismus, gegen oligarchische Herrschaft und für die Verwirklichung demokratischer Freiheit in allen gesellschaftlichen Bereichen.

In den letzten zwanzig Jahren ist dieser Umbruch der Bundesrepublik zunehmend Forschungsgegenstand geworden. Zahlreiche Untersuchungen beschäftigen sich mit diesem

Prozess politischer, sozialer und wirtschaftlicher Modernisierung und seinen Folgen im „langen Marsch durch die Institutionen“, der durch die APO und zahlreiche daraus entstandene K-Gruppen und Bewegungen angestoßen und bewirkt wurde.²

Es sind unauslöschliche Bilder: Die Erschießung Benno Ohnesorgs, die Rebellion der Studentenbewegung, der Terror der RAF. Was aber kaum bekannt ist: Mittendrin wirkte Helmut Gollwitzer, enger Freund Rudi Dutschkes und Unterstützer der Studentenbewegung. Zeit seines Lebens suchte er Kontakt zu jenen, die gegen Alt-Nazis, die Verdrängung der NS-Vergangenheit, aber auch für eine menschlichere Gesellschaft kämpften. Weil er als Pfarrer der Bekennenden Kirche Widerstand gegen Hitler geleistet hatte, wurde er als einer der wenigen Angehörigen der Kriegsgeneration von den rebellierenden Studenten respektiert. Als er später die RAF-Terroristinnen Ulrike Meinhof und Gudrun Ensslin im Gefängnis besuchte und sich Briefe mit ihnen schrieb, erklärte man ihn im aufgeheizten Klima der damaligen Zeit zum RAF-Sympathisanten.

„Pfarrer, die dem Terror dienen“ oder „Handgranaten im Talar“ lauteten einige Schlagzeilen jener Zeit. Franz-Josef Strauß erklärte Helmut Gollwitzer sogar für mitschuldig an den Taten der „terroristischen Bandenverbrecher“. Aber auch von RAF-Mitgliedern wurde er beschimpft: So nannte Gudrun Ensslin ihn einen „Staatspfaffen“. Dennoch hielt er eine der Trauerreden auf der Beerdigung von Ulrike Meinhof.³

Durch den Umbruch der 68er Bewegung wurde die bis dahin unterbliebene Einlösung wesentlicher Anliegen der Bekennenden Kirche wieder aufgenommen. Zur Erinnerung: „Als Vermächtnis des Bruderrates der Bekennenden Kirche formulierte das Darmstädter Wort von 1947 unter der maßgeblichen Federführung von Prof. Hans Joachim Iwandt in

1 http://www.bpb.de/themen/UEZYL5,0,0,Dossier_68er.html, Elena Agapova (Russland): Die 1968er Deutschland

2 https://suche.gmx.net/web/result?q=Leggewie%201968&page=1&origin=moz_splugin_ff

3 <http://www.ardmediathek.de/tv/Himmel-und-Erde/Der-Pfaffe-und-die-RAF-Helmut-Gollwitz/rbb-Fernsehen/Video?bcastId=3907830&documentId=47679920>

These 3: ‚Wir sind in die Irre gegangen, als wir begannen, eine ‚christliche Front‘ aufzurichten gegenüber notwendig gewordenen Neuordnungen im gesellschaftlichen Leben der Menschen. Das Bündnis der Kirche mit den das Alte und Herkömmliche konservierenden Mächten hat sich schwer an uns gerächt. Wir haben die christliche Freiheit verraten, die uns erlaubt und gebietet, Lebensformen abzuändern, wo das Zusammenleben der Menschen solche Wandlung erfordert...‘ Dieses Darmstädter Wort, das die Irrtümer der Christen und Kirchen in der Nazizeit auf den Punkt bringt, fand im Aufbau der Kirchen nach dem Krieg kaum Beachtung. Stattdessen ließ man sich im Schlepptau der katholischen Kirche weithin widerspruchslos, von Privilegien geködert, in den restaurativen ‚christlichen‘ Adenauerstaat einbinden. Dibelius verdrängte Niemöller. Diesen Hintergrund muss man sehen, um die dringend notwendigen und heilsamen, wenn auch manchmal burschikosen und pubertären Aktionen der 68er in der Kirche würdigen zu können.“⁴

Dass auch Theologen und die Kirchen zu den Vermittlungsinstanzen zwischen APO und Gesellschaft gehörten, ist von den Chronisten der 68er Bewegung, abgesehen von Versuchen, den RAF-Terrorismus als „protestantisch milieubedingt“ zu erklären, bislang vergleichsweise selten thematisiert worden. Das konventionelle Bild der „Verständnislosigkeit“ des bürgerlichen Kirchenvolkes gegenüber studentischen „Rädelsführern“, das häufig mit dem Skandal um Dutschkes „Weihnachtspredigt“ in der Berliner Gedächtniskirche illustriert wurde, korrigiert der von den Kirchenhistorikern Bernd Hey und Volkmar Wittmütz edierte Sammelband „1968 und die Kirchen“. Darin unterstreicht Ursula Krey, dass „führende protestantische Theologen für einen kritischen Dialog mit der studentischen Jugend plädierten“ und spricht treffend vom „Bruch mit der Gehorsamstradition.“⁵

Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang noch gut daran, dass ich in einem der ersten Materialhefte der Gestaltungsstelle für Gottesdienst erstaunt las, was man alles mit einem Talar anstellen kann, und an die ironi-

sche Beschreibung der „Bebaffung“ des Pfarrers vor dem Gottesdienst, die unter Vikaren kursierte, die in den Rollkursen sich gegen die Vorgaben der Seminarleitung wehrten und ihren Lernprozess selbst in die Hand nahmen.

In der katholischen Kirche gab es spätestens seit dem 2. Vatikanischen Konzil (1962–65) einen gewaltigen Aufbruch, der vor allem in Südamerika im Kampf gegen die herrschenden Diktaturen zu neuen Einsichten führte und mit Namen wie Helder Camera, Camillo Torres und Ernesto Cardenal verbunden ist.

Vor allem das Treffen des lateinamerikanischen Bischofsrats in der kolumbianischen Stadt Medellín im Sommer 1968 stand am Anfang einer raschen Ausbreitung der Theologie der Befreiung⁶ und wurde so zum Katalysator einer entscheidenden Entwicklung der 1970er und 1980er Jahre auch bei uns in Deutschland, die auch den theologischen Horizont in der protestantischen Theologie enorm erweiterte.⁷

Hubert Wolf,⁸ katholischer Kirchenhistoriker in Münster, unterstreicht, dass die 68er Studentenunruhen den im Gange befindlichen Reform-Prozess noch einmal neu aufgeladen haben, was z.B. Josef Ratzinger, damals Dekan der katholischen Fakultät in Tübingen, stark geprägt hat in seiner Ablehnung der Befreiungstheologie, denn die katholischen Studenten wollten ganz offenbar die Reformen ganz woanders hin treiben als er sich das als Konzilsberater vorgestellt hatte. Das führte dazu, dass er genau 1968 Tübingen verließ und sich ins ruhigere Regensburg zurückzog.

Neben der Studentenbewegung ist da wohl auch der 1968er Katholikentag in Essen wichtig, wo es richtig knallte über die Enzyklika *Humanae Vitae* Pauls VI., die den Gebrauch der Pille verbot. Zum ersten Mal in Deutschland erhob sich während eines Katholikentags offener Widerstand gegen die Amtskirche. Man wollte Mitsprache der Laien, demokratische synodale Leitungsstrukturen. Davor hat-

6 https://de.wikipedia.org/wiki/Lateinamerikanischer_Bischofsrat vgl. auch <http://www.quetzal-leipzig.de/printausgaben/ausgabe-22-1968/kirche-in-lateinamerika-und-das-jahr-1968-19093.html>

7 Bei B. Päsche in Mainz wurde 1974 dazu Gustavo Gutierrez, *Theologie der Befreiung* u.a. gelesen; vgl. dazu auch Georges Casalis: *Die richtigen Ideen fallen nicht vom Himmel*, Grundlagen einer induktiven Theologie, Stuttgart 1980

8 <https://www.domradio.de/themen/kirche-und-politik/2017-06-02/kirchenhistoriker-zur-bedeutung-der-68er-bewegung-fuer-die-kirche>

4 Herbert Erchinger: *Stolpernde Schritte ins Freie. Der Einfluss der 68er Bewegung auf unsere kirchliche Arbeit*

5 <https://www.hsozkult.de/literaturereview/id/forschungsberichte-1131>

te die katholische Hierarchie Angst und auch der ehemals so progressive Ratzinger wurde zum Hardliner, weil er die Geister nicht mehr los wurde, die er glaubte mit gerufen zu haben.

Die evangelische Kirche nach 1945 hat 1968 ein zweites Mal gezeigt, dass auch sie politische Verantwortung trägt, meint der badische Landesbischof i. R. Klaus Engelhardt. Die 68er seien so etwas wie „ein Katalysator oder Durchlauferhitzer“ gewesen, um einer breiteren kirchlichen Basis bewusst zu machen, dass sich die ev. Kirche nach 1945 neu aufgestellt habe. Für ihn selbst gehöre es zum unaufgebbaren Erbe der 68er, sich die Frage zu stellen: „In welcher Welt lesen wir die Bibel?“ Es gelte, „von der erlebten und erlittenen Gegenwart aus die Bibel jeweils neu zu lesen und auch den aktuellen politischen und gesellschaftlichen Kontext ... nicht beiseite zu schieben.“⁹

Lange genug hat es allerdings gedauert, bis solche „relectura“ der Bibel, wie das die Befreiungstheologen nannten, bei Pfarrern und Gemeinden ankam und akzeptiert wurde. In Hannover z.B., beim 13. Deutschen Evangelischen Kirchentag im Juni 1967, hatten sich die protestantischen Brüder schon vor dem Fest zerstritten.

Weil drei als „modern“ abgestempelte Theologen, der Hamburger Pastor Heinz Zahrt sowie die Professoren Willi Marxsen, Münster, und Ernst Käsemann, Tübingen, eingeladen waren, blieben die Anhänger der traditionalistischen Bekenntnisbewegung „Kein anderes Evangelium“ erzürnt zu Hause. Andererseits beschlossen am 17. Oktober 1968 der Deutsche Evangelische Kirchentag und das Zentralkomitee der deutschen Katholiken, eine gemeinsame Veranstaltung abzuhalten. Als Tagungsort war zunächst Frankfurt am Main vorgesehen, 1971 fand dann das ökumenische Pfingsttreffen in Augsburg statt.

Auch in den Programmen des ÖRK gab es seit 1968 einen inhaltlichen Wandel: eine umfassende „Option für die Armen“ unter besonderer Berücksichtigung wirtschaftlicher, rassistischer und sexistischer Unterdrückung. Damit verbunden war ein Stimmungswandel, der durch Begriffe wie „partizipatorisch“, „Feier“, „Aktion und Reflexion“ gekennzeichnet ist. Die beiden Vollversammlungen des

Weltkirchenrates in Uppsala 1968 und in Nairobi 1975 thematisierten Frieden und Gerechtigkeit, den Kampf um Befreiung und neue (ökumenische) Gemeinschaft.

Der Putsch in Chile 1973 und die Solidarität mit den politischen Flüchtlingen, die zum Teil durch die unermüdliche Arbeit der kleinen mit der EKD verbundenen chilenischen lutherischen Kirche (IELCH) mit ihrem Kirchenpräsidenten, dem späteren Generalsekretär von Amnesty in Deutschland, Pfr. Helmut Frenz¹⁰ und seinen Kollegen geleistet wurde, trugen ebenfalls zu neuen Einsichten bei uns damaligen Theologiestudenten bei. Chilesolidarität, Begleitung von Flüchtlingen und Auseinandersetzung mit den Werken von Gustavo Gutierrez, Leonardo Boff, Paulo Freire ergänzten das Studium der linken Ikonen.

Daneben wurde der Dialog zwischen Christentum und Marxismus wichtig. J. Moltmann, Gollwitzer und Marquard beschäftigten sich mit den Schriften der religiösen Sozialisten¹¹ und marxistischen Denkern wie Ernst Bloch, Konrad Farner, Gardavsky, Milan Machoveč.¹² Luise Schottroff, W. Stegemann u.a. entwickelten die sozialgeschichtliche Exegese.¹³

Einen starken Eindruck hinterließ auch Dorothee Sölle mit ihren Schriften und Vorträgen. Sie wurde damals heftig bekämpft und erlangte wohl nicht ohne Grund nie eine Professur an einer deutschen theologischen Fakultät, sieht man einmal von dem Mainzer Lehrauftrag ab, den sie auf Druck der Studenten für einige Semester wahrnahm, bevor sie in die USA ging.

In ihren Erinnerungen schreibt sie, welche Bedeutung der Vietnamkrieg für ihre Entwicklung zur demokratischen Sozialistin gespielt hatte.¹⁴ Damals kamen Begriffe wie Dritte Welt, Neokolonialismus, Dependenztheorie auf, mit denen die Probleme der Dritten Welt für viele begriffen wurden und mittlerweile zu selbstverständlichen Grundlagen kirchlicher Entwicklungsarbeit geworden

10 Er war damals Kirchenpräsident der IELCH, vgl. Helmut Frenz: ... und ich weiche nicht zurück, Chile zwischen Allende und Pinochet, Ein Pfarrer und Menschenrechtler erinnert sich. Leipzig 2010

11 vgl. z.B. Wolfgang Deresch Hg, Der Glaube der religiösen Sozialisten, Hamburg 1972

12 Milan Machoveč, Jesus für Atheisten, Stuttgart 1973

13 Luise Schottroff, Wolfgang Stegemann, Jesus von Nazareth – Hoffnung der Armen, Stuttgart 1978

14 Dorothee Sölle, Gegenwind – Erinnerungen, Hamburg 1995, S. 86ff

9 http://www.ev-akademie-baden.de/html/das_ambivalente_erbe_der_68er.html

sind. Der Vietnamkrieg half ihr „meine eigene Geschichte neu zu verstehen. Auschwitz war mit Auschwitz nicht zu Ende, es ging weiter – das war die Lektion.“ Aus diesem Anstoß entwickelte sie mit anderen in Köln 1968 das Politische Nachtgebet, das unser Verständnis von Gottesdienst verändert hat, und später erwuchs daraus die Europäische Sektion der „Christen für den Sozialismus“. Schon beim ersten Politischen Nachtgebet auf dem Katholikentag in Essen zog Sölle den Unmut sowohl der evangelischen als auch der katholischen Kirchenleitung auf sich, indem sie ein berühmt gewordenes, selbstverfasstes Glaubensbekenntnis sprach. Glauben und Politik, Beten und Handeln gehörten für sie zusammen; „Jeder theologische Satz muss auch ein politischer sein“, formulierte sie in ihrer Autobiographie „Gegenwind“.¹⁵ Zugleich leitete sie mit ihrem Buch „Hinreise“ eine Hinwendung zu Mystik und Meditation ein. Ähnliche Gedanken entwickelte auch Roger Schutz, der Prior der Communauté Taizé, in seinem Buch „Kampf und Kontemplation.“

Was war in dieser Zeit in der EKHN los? In der kurzen EKHN-Geschichte heißt es: „Die EKHN versteht sich seit jeher als eine streitbare fromme und politische Kirche. Gesellschaftliche Veränderungen und Konflikte bewegen auch die evangelische Kirche – und die Menschen in der EKHN versuchen in ihnen ihren Glauben und seine Konsequenzen in unterschiedlicher Weise immer wieder neu zu formulieren.“

Beispielhaft aus der Geschichte der EKHN seien einige wichtige Punkte genannt: Die Auseinandersetzungen um ... Atomwaffen und Atomenergie, um Nachrüstung und Startbahn West, ... und in den 1970er Jahren um die Mitgliedschaft von Pfarrern in der Deutschen Kommunistischen Partei (DKP). Diese ‚politischen Themen‘ wirbelten damals viel Staub auf und brachten die Kirche zuweilen an den Rand der Spaltung. ... Andere, eher ‚theologische Themen‘, wurden nicht minder kontrovers und bisweilen emotional diskutiert, wie zum Beispiel die Frage der Frauenordination.“

In der Tat brachten die „DKP-Pfarrer“ unsere Landeskirche in die Schlagzeilen¹⁶ und führ-

¹⁵ a.a.O. S. 98f

¹⁶ SPIEGEL_1972_26_47019686.pdf "Nestwärme gesucht"

ten später zum Unvereinbarkeitsbeschluss der EKD zwischen Pfarramt und Parteimitgliedschaft in der DKP. Dennoch sind aus vielen der Kommilitonen, die im Studium mit dem KBW oder der DKP sympathisierten, „ordentliche“ Pfarrer geworden. Manche erst nach langen Jahren außerhalb des kirchlichen Dienstes. Andere wiederum haben den kirchlichen Dienst verlassen (müssen).¹⁷

1968 brachte auch eine Umgestaltung des gemeinsamen Lebensstils mit sich. Neue Formen des Zusammenlebens wurden in Wohngemeinschaften (WGs) erprobt. Die Privatsphäre wurde bewusst klein gehalten, die fixen Rollenbilder der Kleinfamilie, in welchen der Mann das Geld nach Hause bringt und die Frau den Haushalt führt, bewusst aufgebrochen. Mittlerweile ist das auch in der Kirche angekommen. Die Residenzpflicht wird immer mehr infrage gestellt und im Pfarrhaus leben verschiedenste Formen von Familie. Und sicherlich ist auch die Zulassung der Segnung und neuerdings Trauung gleichgeschlechtlicher Paare in der ev. Kirche ein Reflex dieser Entwicklung, die angesichts der Ehe für alle sogar die katholische Kirche zu neuen Überlegungen zwingt.

Auch das theologische Thema Frauenordination¹⁸ hatte vermutlich viel mit 1968 zu tun. Das zeigt sich u.a. darin, dass in der EKHN-Synode 1968 Mitglieder der Frauenhilfe und der Frauenarbeit darüber diskutierten, dass „Frauen in der Kirche durch patriarchalische Strukturen behindert“ und die Synodalen zum Umdenken aufgefordert wurden. Konkrete Ergebnisse konnten sie damals noch nicht erzielen. Allerdings wird im gleichen Jahr Pfarrerin Marianne Queckböner aus Kirch-Beerfurth als erste Frau in den Kirchensynodalvorstand der EKHN gewählt.

Und Ende 1968 beseitigt die Synode die bis dahin größte Hürde für die Gleichberechtigung von Pfarrerinnen und Pfarrern: die Zölibatsklausel. Es wird eine Neuregelung des

¹⁷ SPIEGEL_1973_11_42645562.pdf "Knigge für Rote"; vgl. Klaus Geyer, Ein volkskirchliches Trauerspiel, das sogenannte DKP-Pfarrer-Problem in Dorothee Sölle, Klaus Schmidt Hg, Christen für den Sozialismus I Analysen, Stuttgart 1975.

¹⁸ vgl. dafür: Valeska Schulz, Chancengleichheit im Pfarramt der EKHN? Vom eingeschränkten Dienst der Vikarinnen zur Gleichberechtigung von Pfarrerinnen in der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, kirchengeschichtl. Seminararbeit Hamburg 2010. Hier wird die Entwicklung der Frauenordination in der EKHN bis heute präzise zusammengetragen.

problematischen §5 des Pfarrerinnengesetzes verabschiedet, so dass Pfarrerinnen mit der Eheschließung nicht mehr aus dem Amt scheiden müssen. §5 in seiner alten Fassung wird gestrichen, stattdessen heißt es nun dort, dass das Dienstverhältnis nach einer Eheschließung nur dann endet, „wenn die Pfarrerin dies beantragt“ oder „wenn eine wesentliche Beeinträchtigung des Dienstes festzustellen ist.“ Bei letzterem muss nicht zwangsläufig das Dienstverhältnis enden, sondern es ist auch „eine Beurlaubung auf Zeit ohne Dienstbezüge“ oder „ein beschränkter Dienstauftrag gegen Vergütung zulässig.“ Damit gibt es „eine flexible erste Elternzeitregelung. Aber die volle rechtliche Gleichstellung von Männern und Frauen im Pfarrdienst erfolgt erst im Dezember 1970 durch das „Kirchengesetz zur Angleichung des Rechtes der Frauen im pfarramtlichen Dienst an das Recht der Pfarrer in der EKHN“. Und es bedurfte noch zahlreicher fördernder Schritte, bis Frauen auf allen Ebenen mit den Männern gleichzogen, Pröpstin oder stv. Kirchenpräsidentin wurden.

Auch für uns Männer vollzog sich ein Wandel in der Kirche. Vor 1968 mussten Pfarrer noch ihre Ehefrau dem Kirchenpräsidenten vorstellen, und wenn sie nicht einer evangelischen Kirche angehörte, war das durchaus eine Schwierigkeit.

Auch die Ausbildung in den Vikarskursen veränderte sich damals, nicht alles wurde widerspruchslos umgesetzt. Einer der Sprüche, an denen wir uns orientierten, hieß: „Seien wir realistisch, verlangen wir das Unmögliche!“

Wir lernten Konfliktfähigkeit in einem ständig auf Ausgleich, Kompromiss und Neutralität gepolten kirchlichen Umfeld und versuchten Anpassung als christliche Grundhaltung abzulegen. Wir entdeckten Parteilichkeit für Benachteiligte in einer Kirche, die zu den reichsten der Welt gehört. Es gab (zusammen mit Partnerkirchen) eine Entwicklung weg vom rein karitativ Diakonischen hin zur Solidarität. Das Antirassismusprogramm des ÖRK¹⁹ und die Frauenhilfe²⁰ machten es vor: Kauft keine Apfelsinen aus Südafrika.

19 http://universal_lexikon.deacademic.com/206704/Antirassismusprogramm

20 <http://www.zeithistorische-forschungen.de/2-2016/id%3D5370#footnote-18960-19>; die Teilnahme der Frauenhilfe verlieh dem Boykott der Anti-Apartheidsbewegung enorme Breitenwirkung.

Gemeindearbeit wurde zur Gemeinwesen- oder Stadtteilarbeit erweitert in der Tradition der Gossnermission.²¹ Neue Bündnispartner wurden gesucht und gefunden bei Bürgerinitiativen und Gewerkschaften, bei gleichzeitiger befreiender Abkoppelung von Gruppen, die bisher die Kirche als selbstverständliche Einflusszone beansprucht hatten.

Neue Arbeitsfelder und soziale Gruppen wurden mehr und mehr auch in den Gemeinden entdeckt und auch in Gottesdiensten thematisiert: z.B. Strafgefangene, Arbeitslose, Migranten und Flüchtlinge, Schüler, Studenten und Auszubildende. Ungeschminkte Konfrontation mit den Verbrechen der Nationalsozialisten und den Versäumnissen der Kirchen machten zunehmend hellhörig für den rechten Rand der Gesellschaft. Kirche war nicht mehr total blind auf dem rechten Auge.

Aber in dem Maße wie sich die Gesellschaft weiterentwickelt und emanzipiert hat, haben auch viele Menschen die Kirche verlassen. Trotzdem gibt es auch unter den Ausgetretenen noch immer viele, die sich ein positives Image von Kirche bewahrt haben und ethische Dimensionen und eine große Transformation der Gesellschaft insgesamt einfordern.

Die 68er sind inzwischen im Rentenalter angekommen, andere, jüngere sind nachgekommen, die ganz selbstverständlich leben, was damals mühsam erkämpft wurde. Jörg Meuthens Ausspruch, die AfD wolle „weg vom links-rot-grün-versifften 68er-Deutschland“ zeigt: Die Propheten der politisch-gesellschaftlichen Restauration arbeiten sich bis heute an 1968 ab und der Generalangriff von rechts macht klar, dass die Errungenschaften der Nach-68er-Epoche immer wieder verteidigt werden müssen.²²

Dabei sollte man allerdings ihre Ambivalenzen und Widersprüche nicht ignorieren. Ohne Zweifel hat sie (wenn auch nicht sie allein) den Anstoß zu einem großen gesellschaftlichen Liberalisierungsprojekt gegeben.²³ Das heißt allerdings nicht, dass dieses Ergebnis den Motiven der Protestierenden einfach so

21 Vgl. dazu z.B. den Bericht Gemeinwesenaktivierung Mainz Lerchenberg 1969 der Gossnermission und D.v.Bodelschwingh/A.S.Seippel: Zur Selbsthilfe befähigen, in: *Theologia Practica* 1971, S. 140ff

22 <http://www.fr.de/politik/zeitgeschichte/die68er/die-68er-weder-heldenverehrung-noch-veteranen-bashing-a-1417747,0>

23 <http://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2017-05/68er-bewegung>

entsprochen hätte. In der Tat war es ein oft chaotisches Konglomerat: aus Protest, Vergangenheitverdrängung und autoritären Strukturen, aus revolutionären Theorien und Gewaltfantasien; aus Experimenten mit neuen Lebensformen, sexueller Freizügigkeit und Spaßkultur. Und es kamen nicht nur positive Ergebnisse heraus, sondern auch die schlimmen Exzesse des RAF-Terrorismus, an dessen Folgen manche sich bis heute abarbeiten.²⁴

Peter Schneider sieht als Botschaft der Erinnerung folgendes: „Nach den fünf Jahrzehnten seit 1968 und den vier Jahrzehnten seit dem Deutschen Herbst glaube ich trotzdem sagen zu können: Unsere Gesellschaft hat eine enorme Entwicklung durchlaufen – zum Guten. Auch deshalb, weil wir Aktivis-

ten damals zwar vieles angestoßen, aber zum Glück keine wirkliche Macht erlangt haben. Ich glaube trotzdem, solche Rebellionen wie unsere wird es immer wieder brauchen ... Gegen die Gefahren von Gruppengehorsam, Realitätsverlust und blindwütiger Verirrung braucht es weiterhin die Kraft und den Mut, aufzustehen und zu sagen: „Ihr seid verrückt geworden! Ihr spinnt!“ ... Das ist vielleicht sogar wichtiger als der Protest gegen „die da oben.“²⁵ Auch als Rentner werden die 68er wohl weiterhin unbequem sein.²⁶ Angesichts der kommenden Herausforderungen durch die Überalterung unserer Gesellschaft ist das sicherlich kein Fehler, auch in der Kirche.

Konrad Schulz

Weimerweg 19, 63667 Nidda

24 <http://www.sueddeutsche.de/leben/er-bewegung-elf-dinge-die-uns-die-er-bewegung-hinterlassen-hat-1.3530085> und <http://www.bpb.de/geschichte/deutsche-geschichte/68er-bewegung/52017/verirrung-und-veraenderung?p=all>

25 <http://www.fr.de/politik/zeitgeschichte/die68er/peter-schneider-zur-68er-bewegung-mit-einem-urmisstrauen-erwachsen-geworden-a-1367353,2>

26 <http://www.bpb.de/geschichte/deutsche-geschichte/68er-bewegung/52048/68er-in-rente?p=1#bio0>

MISSIONARISCHE MÖGLICHKEITEN IN DER REGION ENTDECKEN

Strukturanpassungen als Chance für den Lauf des Evangeliums

Armin Beck

Ulrich Fischer, ehemaliger Bischof der Evangelischen Kirche in Baden und Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der Missionarischen Dienste (AMD), hat in einer Rede folgenden Satz in Abwandlung des bekannten Ausspruchs von Berthold Brecht gesagt: „Wer sich ändert, kann verlieren. Wer sich nicht verändert, hat schon verloren!“ Darum geht es. Unsere Kirche ist im Wandel, weil sich ihre gesellschaftliche und geistige Umwelt wandelt, weil sich ihre Größe ändert und weil sie den neuen Herausforderungen auch in einer neuen Gestalt begegnen muss. Der Wandel der evangelischen Kirche vollzieht sich schneller als erwartet und unterliegt inneren und äußeren Veränderungsfaktoren.

Die aktuellen Entwicklungen in der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck sind in einem synodalen Prozess entstanden, der vor allem dem Wegfall von Human- und Finanzressourcen Rechnung trägt, aber auch inhaltliche Planken in eine Zukunft legt, die wir erst noch gestalten müssen. Meine Gedanken in

diesem Artikel sollen einerseits den derzeitigen Ist-Stand aufzeichnen, andererseits die zukünftigen Gestaltungsaufgaben skizzieren und dann die Verbindung mit der missionarischen Herausforderung herstellen. Ich stelle schon hier die theologische Denkvorsetzung in den Raum, dass diese Aufgabe nicht ein „nice-to-have“, sondern eine zentrale Aufgabe unserer Kirche ist.

Mit den Reformbeschlüssen sind wesentliche strukturelle Umgestaltungen in unserer Kirche auf den Weg gebracht worden, die nun auch langsam eine neue kirchliche Wirklichkeit generieren werden. Die relevanteste Neuerung ist der Schritt hin zu einer *Regionalisierung* von Kirche, die die Region strukturell stärkt und sowohl die landeskirchliche Zentralebene als auch die Gemeindeebene entlasten soll. Diesen derzeit in Gestaltung begriffenen Wandel müssen wir einerseits erst noch in der ganzen Tiefendimension verstehen, und andererseits dessen Chancen und Grenzen ausloten. Die Frage stellt sich zwangsläufig

fig: „Wie kann eine Kirche, die jetzt andere Gestaltungsformen hat, auch inhaltlich nachwachsen?“ Dieser Frage soll in diesem Artikel nachgegangen werden. Es geht mir um das Verstehen der inneren Haltungen, die hilfreich sein könnten, diese Umgestaltung produktiv und im Sinne des Evangeliums zu bewältigen. Meine zweite gedankliche Prämisse dabei ist Optimismus. Ich gehe davon aus, dass die Chancen dieses Wandels überwiegen werden, weil das Evangelium eine gute Botschaft ist, das eine Eigenwirksamkeit besitzt und weil es letztlich Christus ist, der seine Kirche erhält.

1. Regionalisierung als Antwort auf den Wandel

Der Hintergrund ist der Wandel der Evangelischen Kirche und ihrer Systemlandschaft in den letzten 40 Jahren. Von einer stabilen und stabilisierenden Größe wandelt sich Kirche zu einer Institution mit schwindender Bedeutung und sinkenden Mitgliederzahlen.

Ein Impulspapier der EKD aus dem Jahre 2006 beschreibt die Zukunftsaussichten für die nächsten 30 Jahre so: „Bei sinkender Mitgliederzahl um etwa ein Drittel geht die finanzielle Leistungsfähigkeit nahezu um die Hälfte zurück.“¹ Den Hintergrund neben den Kirchenaustritten bilden die demographische Entwicklung, die Taufzurückhaltung und der oft zitierte Traditionsabbruch. „Der häufige Ausfall familiärer und auch schulischer Sozialisationsinstanzen in religiösen Fragen, die oft fehlende Einübung religiöser Riten und Bräuche, die bisweilen geringe Kenntnis biblischer Geschichten, kirchlicher Lieder und christlicher Glaubensinhalte, die Fremdheit gegenüber Kirchenraum und Kirchenjahr. Von „religiösem Analphabetentum“ ist die Rede.“² Die Verdrängung oder „Schönreden“ des Problems, zum Beispiel die Rede von den „treuen Kirchenfernen“ in den älteren Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen³, hat die Tatsache kaschiert, dass die zunehmende Säkularisierung und Individualisierung unserer Gesellschaft die Selbstverständlichkeit der Zugehörigkeit zu einer Kirche, der Taufe von

Kindern, der Teilnahme am Gottesdienst und der Begleitung des Lebens durch Kasualien zunehmend in Frage stellt. Unser Selbstverständnis, „Volkskirche“ zu sein, korrespondiert in weiten Teilen des Landes nicht mehr mit der Wirklichkeit der prozentualen Minderheitssituation von Menschen, die der Kirche angehören. Auch in „stabileren“ Landesteilen ist der Trend zur Konfessionslosigkeit deutlich vorhanden.

Die Kirche hat auf diese Herausforderung bislang unterschiedlich geantwortet:

- Es gab einerseits *Initiativen zur Neubestimmung der Identität* der evangelischen Kirche: das EKD-Papier „Kirche der Freiheit“ hat seine Äquivalente auf der Landeskirkenebene. In der EKKW war ein solches Unterfangen das synodale Papier „Bezeugung des Evangeliums“.⁴
- Die Frage der *Mitgliederorientierung* wurde erstmals gestellt: Kirche wurde als Dienstleister verstanden und die Frage gestellt: „Was brauchen unsere Mitglieder?“⁵
- Seit der EKD Missionssynode 1999 wurde auch die missionarische Kompetenz der Kirche wiederentdeckt, zumindest wurde diese (Wieder-) Entdeckung als Aufgabe formuliert.⁶ Die Frage wurde jetzt offen gestellt, wie man Menschen heute wieder von der Sinnhaftigkeit des Glaubens überzeugen und andere „anstecken“ kann.
- Das Thema „Innovation“ spielt dann auch eine Rolle: Experimente mit Gottesdienstformen, neue Gemeindeformen aber auch die Rolle der Medien sind hier zu nennen.
- Und nicht zuletzt sind es strukturelle Reformen auf allen Ebenen, von Zusammenlegungen von Gemeinden bis hin zu Vereinigung von Landeskirchen, die die organisationale Anpassungsfähigkeit der Kirche erhöhen sollen.

Solche Strukturreformen werden auch in der EKKW angestrebt. Leitfrage eines längeren Synodalprozesses war: „Wie kann man

1 Evangelische Kirche in Deutschland, Kirchenamt (Hg.): Kirche der Freiheit. Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert. Ein Impulspapier des Rates der EKD, Hannover 2006, S.22

2 ebd., S.23

3 Helmut Hild: Wie stabil ist die Kirche? – Bestand und Erneuerung – Ergebnisse einer Umfrage, Gütersloh 1974

4 Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck (Hg.): Bezeugung des Evangeliums, Kassel 1997. Perspektiven der Arbeit der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck in den nächsten Jahren, Kassel 1997,

5 Aukutat, Ksenija: Gemeinde nah am Menschen. Praxisbuch Mitgliederorientierung, Göttingen 2009

6 Kundgebung der EKD – Synode 1999: EKD – Kirchenamt: Stabsstelle Kommunikation (2016): Evangelische Kirche in Deutschland. EKD-Online. Online verfügbar unter https://www.ekd.de/synode99/beschluesse_kundgebung.html

bestmöglich bis 2026 – also in 10 Jahren, Einsparungen von 25 % bewerkstelligen und dennoch zukunftsfähig bleiben?“ Im November 2015 fielen Grundsatzbeschlüsse, die verschiedene Bereiche der Arbeit betrafen. Einer der entscheidenden Beschlüsse hin zu einer Regionalisierung lautet: „Als neue Organisationsform zur Förderung der Zusammenarbeit von Kirchengemeinden, Pfarrämtern und des kirchlichen Lebens werden von mehreren Kirchengemeinden zur gegenseitigen Unterstützung Kooperationsräume gebildet.“⁷ Die Ziele eines Kooperationsraumes werden wie folgt umschrieben: „Der Kooperationsraum fördert Zusammenarbeit von Kirchengemeinden und Pfarrämtern und das kirchliche Leben in einer definierten Region. Durch Regelungen, Absprachen und eine gemeinsame Planung in den verabredeten Bereichen der Kooperation werden Schwerpunktsetzungen und Profilierungen ermöglicht. Damit wird ein sachgemäßer, förderlicher Einsatz vorhandener und zusätzlicher Ressourcen (z. B. im Verwaltungsbereich) ermöglicht und Entlastungen geschaffen.“⁸

2. Regionalisierung als mehrdimensionale Gestaltungsaufgabe⁹

Will die Umsetzung dieses Beschlusses aber auch gelingen, bedeutet dieses eine mehrdimensionale Gestaltungsaufgabe: Bei der Einführung von Kooperationsräumen handelt es sich bei der zum einen um eine **interorganisationale** Kooperation (zwischen Kirchengemeinden) und zum anderen um eine **interpersonale** Kooperation (Bildung professioneller Teams).

Der Umsetzungsprozess berührt dabei drei Dimensionen:

- Bei der Überführung von einer alten in eine neue Organisationsform braucht es ein gutes **Change-Management**. Es bedarf einer guten Steuerung und eines großen Maßes an Kommunikation, wenn man Widerstände und Vorbehalte gegen-

über einer Neuordnung überwinden will. Es braucht weiterhin eine Prozess-Motivation: „Warum ist es ein Gewinn, organisatorisches Neuland zu betreten?“

- Kooperationsräume berühren auch den Bereich des althergebrachten **Pfarrerbildes**: Das prägende Bild „ein Hirte und seine Herde“ – also ein Pfarrer oder eine Pfarrerin und eine Gemeinde“ – wird verwandelt in das Bild eines „Hirten-Teams“. Mehrere Pfarrer und Pfarrerrinnen arbeiten nun enger zusammen, als sie es vielleicht bislang gewohnt sind. Angedacht ist sogar eine Ausweitung der Zusammenarbeit mit den anderen kirchlichen Professionen, den Diakoninnen und Diakonen, den Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeitern, den Kirchenmusikern etc. in sogenannten „multiprofessionellen Teams“.
- Und schließlich geht es um einen Wandel unseres handlungsleitenden Gemeindebildes: Weg vom sogenannten „Kirchturmdenken“ der Parochie hin zu einer **Identifikation mit Kirche in der Region**. „Suchet der Stadt Bestes“ (Jeremiah 29,7) heißt es in der Bibel, und das gilt in Zukunft auch vermehrt für unsere Gemeinden und Dörfer: „Suchet der Region Bestes!“

3. Region als Zwischenraum

Michael Herbst, praktischer Theologe in Greifswald schreibt dazu: „*Es geht in der evangelischen Kirche um die Anerkennung regionaler Räume als Gestalt von Gemeinde, die lokale kirchliche Gemeinschaften nicht gefährdet, sondern als 'episkopaler Bezirk', die 'Heimat der geistlichen Heimaten' werden kann.*“¹⁰ Von einem Paradigmenwechsel von der Parochie zur Region spricht Christhard Ebert. Er beschreibt die Region als Zwischenraum, Resonanzraum, Überlappungs- und Verbindungsraum. In der Region müssen lokale Akteure miteinander in eine fruchtbare Relation treten. „*Relationale – auf Beziehung und Begegnung basierende Ich-Identitäten in der Region führen im besten Fall zu einer Solidarität, in der parochiales ICH und regionales WIR in ein neues und sich gegenseitig*

7 Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck: „Volkskirche qualitativ weiter entwickeln“ – Beschlüsse der zwölften Tagung der 12. Landessynode der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck vom 25. und 26. November 2015 zum Abschlussbericht des Begleitausschusses (incl. Erläuterungen / Begründungen, S.46

8 ebd.

9 vgl. dazu ausführlich meinen Artikel: Armin Beck, Wie kann Kooperation gelingen? Gedanken zu Bildung von Kooperationsräumen in der EKKW, Hessisches Pfarrblatt 5/2017, S.132–137

10 Michael Herbst: Mehr Vielfalt wagen, in: Heinzpeter Hempelmann, Hans-Hermann Pompe (HG.): Freiraum. Kirche in der Region missionarisch entwickeln, S. 31

*befruchtendes Verhältnis treten.*¹¹ Die Ekklesiologie der Region könnte sich dabei an 1 Korinther 11 orientieren, am Bild vom Leib und den Gliedern. Das paulinische Bild kann helfen, die Ungleichzeitigkeit von Parochie und Region in ein fruchtbares Verhältnis zueinander zu denken. In dieses Bild vom Leib und den Gliedern gehören folgende Wirkfaktoren: Die Unterschiedlichkeit der Akteure, die Vernetzung der Akteure, die in einem „win-win-Verhältnis“ unter gegenseitigem Austausch von Ressourcen und Kompetenzen stehen, und die Bildung eines Kooperationsraums als verlässlicher Rahmen zur Kooperation. Dieser Raum zeichnet sich aus durch flexible Ordnungen und befindet sich in einem permanenten Entwicklungsprozess. Dazu gehören Freiräume, um Experimente zu wagen und Unterschiedlichkeit zu generieren.

Gegenseitige Wertschätzung ist das Fundament einer gesunden regionalen Zusammenarbeit.¹² Regionen brauchen Utopien. Ein Bild von der Zukunft, das Begeisterung auslöst: „Vielleicht muss man so weit gehen zu sagen, dass Regionen eine ideale, utopische Dimension zugeschrieben werden muss, wenn sie mehr sein sollen als eine politisch oder kirchlich-administrative Kopfgeburt“.¹³ Eine solche Vision muss in einem geistlichen Organisationsentwicklungsprozess erarbeitet werden. Sie geschieht im Vertrauen darauf, dass Gott in uns das Bild seiner Zukunft in der Region entstehen lässt: Im gemeinsamen Hören, im gemeinsamen Gebet und in gemeinsamen Träumen.¹⁴ Und dazu braucht es Schritte einer Perspektiventwicklung, d.h. die Entwicklung einer gemeinsamen corporate identity, die in der Regel mit Hilfe externer Beratung erarbeitet wird.

4. Mission in der Region

Jetzt wird es noch einmal grundsätzlicher aber auch konkreter: Mission ist keine ekklesiologische, sondern eine theologische Kategorie! Anders gesagt: Mission ist keine

Funktion der Ekklesiologie, sondern die Ekklesiologie ist eine Funktion der Missiologie!

Das Strategiepapier der anglikanischen Kirche von 2009 „Mission shaped Church“¹⁵ bringt es im Titel und im Inhalt auf den Punkt: Kirche ist von ihrer Struktur her eine Funktion der „missio dei“, kein Selbstzweck. In der Organisationstheorie lautet der Grundsatz: „structure follows strategy“. Die Strategie Gottes mit den Menschen ist die im Missionsbefehl uns aufgetragene Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus, hinzugehen in alle Welt, zu taufen und zu lehren. Die Weitergabe der frohen Botschaft an alles Volk in einer zeitgemäßen und einladenden Form ist die Strategie, und die Form und Struktur der Kirche haben diesem Zweck dienlich zu sein.

Mögliche Schritte auf dem Weg zu einer Mission in die Region brauchen deshalb auch Initiativen von oben, also kirchenleitendes Handeln. Michael Herbst hat das einmal so umschrieben: *„Am Ende der sieben fetten Jahre besteht gute kirchliche Leitung aus einer Mischung von stockrichtiger Aufrichtigkeit, frommen Vertrauen und Mut zu punktueller Innovation.“*¹⁶ Wenn man das aber ernst nimmt, so wie es die anglikanische Kirche schon seit ein paar Jahrzehnten tut, dann bedeutet das aber auch Umdenken und strategische Entscheidungen, die dieses Umdenken auch sichtbar werden lassen! Im Fokus stehen nicht mehr der Erhalt des Systems, sondern die Herausforderungen der Umwelt. In der anglikanischen Kirche wird z. B. bei Finanzzuweisungen immer gefragt, ob denn auch eine missionsorientierte Strategie vorliegt. Und es bedeutet zweitens Schritte hin zu einer „mixed economy“ von Parochialgemeinden und nicht parochialen Gemeinschaften und Initiativen. Die differenzierte Gesellschaft braucht unterschiedliche und passgenaue Antworten auch in der Art und Weise, wie in ihr Kirche gelebt, Gottesdienst gefeiert, Gemeinschaft erfahren und diakonische Arbeit geleistet wird. Ein Parochialsystem, das flächendeckend nur ein immer gleiches Programm anbieten kann, wird das besonders unter den Bedingungen schwindender Ressourcen nur unzureichend erfüllen können.

11 Christhard Ebert: Mission und Region, in: Hans-Hermann Pompe, Benjamin Stahl, Entdeckungen im Umbruch der Kirche, Leipzig 2016, S. 53

12 ebd., S. 56–59

13 Jan Hermelink: „Region“ als Konfliktfeld und Konfliktlösung. Praktisch-theologische und kirchengeschichtliche Betrachtungen, in: Daniel Hörsch, Hans-Hermann Pompe (Hg.): Region – Gestaltungsraum der Kirche. Begriffsklärungen, ekklesiologische Horizonte, Praxiserfahrungen, Leipzig, 2012, S.54

14 vgl. Ebert, a.a.O., S. 61

15 Church of England: Mission shaped Church, London 2014

16 Michael Herbst, a.a.O., S. 14

5. „Fresh expressions of church“

Nun vollzieht sich der Wandel hin zu einer bunteren kirchlichen Landschaft ja bereits. Derzeit gibt es eine noch nie so stark zu beobachtende Bewegung hin zu neuen christlichen Gesellungsformen, Projekten und Gemeinschaften, die sich in bunter Vielfalt im urbanen aber auch im ländlichen Raum zeigen. Wir reden von den „Fresh Expressions of church“ (oder kurz FreshX).

Schon in den 90er Jahren gab es eine Diskussion und erste Projekte, die über „Gemeinde gründen in der Volkskirche“¹⁷ nachdachten. Einige Vorzeige-Modelle, wie die „Elia-Gemeinschaft“ in Erlangen, die „Arche“ in Heidenheim oder die dörflichen Gemeindegründungen in Rückeroth (Westerwald) durch den evangelischen Pfarrer Werner Schleifenbaum, sorgten für Diskussionen. Die Arbeitsgemeinschaft Missionarischer Dienste (AMD) nahm sich des Themas an und brachte das Projekt „Gemeinde Pflanzen“ (2006–2010) auf den Weg, an dem auch hessische Projekte teilnahmen.¹⁸

Richtig Fahrt nahm das Thema jedoch erst mit dem neuen englischen Arbeitstitel „FreshX“ und der Gründung des „runden Tisches FreshX“ in Deutschland auf. Die Gründungsversammlung fand am 10 und 11. Februar 2012 in Kassel statt.¹⁹ Seit einem Jahr organisiert sich das Netzwerk dieses runden Tisches als Verein, in dem Landeskirchen und Verbände Mitglied sind, und der den Gedanken von FreshX in Deutschland weiter voran bringen möchte.

Auch in Hessen auf dem Gebiet der EKHN und der EKKW existiert ein „runder Tisch FreshX in Hessen“, den ich selbst moderiere und der das Thema in den hessischen Landeskirchen befördern und bestehende Initiativen vernetzen möchte.

Was ist eine FreshX?

Der Begriff der Initiative stammt aus England, die dort maßgeblich darauf zielt, kirchliches Leben in bisher wenig erreichten Milleus

17 Klaus Eickhoff, Jörg Knoblauch: Gemeinde gründen in der Volkskirche. Modelle der Hoffnung, Moers, 1992

18 Volker Roschke: Gemeinde pflanzen. Modell einer Kirche der Zukunft, Neukirchen 2001

19 Vgl. Carla J. Witt: Das Deutschsprachige FreshX-Netzwerk – oder die Biographie einer Bewegung, in: FreshX. Frisch. Neu. Innovativ, Neukirchen 2016, S.40–49.

und Lebenswelten zu fördern.²⁰ Der Begriff steht in der Ambivalenz zwischen Innovation und Tradition und erfährt so größere Akzeptanz als es die älteren Begriffe erfuhren. Die Bewegung wird in England als Beitrag zu einem gesamtkirchlichen Auftrag verstanden. FreshX subsummiert Projekte und Initiativen, die neben und mit der Kirche existieren und aufblühen, aber sich nicht einfach in die Systematik der parochialen Struktur hineinenden lassen. Verschiedenste Projekte aus Deutschland, auch aus Hessen, finden sich auf der Internetseite des Vereins:

www.freshexpressions.de.

Die Hoffnung machende Nomenklatur von FreshX gehört in eine Theologie der Region mit hinein. Die „mixed economy“ aus parochialen und nicht-parochialen Strukturen ist die Zukunftsmusik einer regional gedachten Kirche, in der traditionelle Kirche und neue Formen von Kirche sich gegenseitig befruchten und zusammen ein Konzert der Hoffnung einer kleineren, aber bunteren und vitalen Kirche der Zukunft spielen.

Dazu braucht es aber unbedingt kirchenleitenden Willen! Das erste und einfachste ist es, diese morphologische und theologische bunte Vielfalt in der Region zu bejahen. Gerade das Neue, die „Fresh Expressions of church“ muss als Bereicherung, nicht als Konkurrenz, wahrgenommen und als Teil der Evangelischen Kirche anerkannt werden.

Und dann ein Schritt weiter: Das Neue will nicht nur anerkannt, sondern auch gefördert werden: „Die neuen Formen brauchen eine gewollte An- und Einbindung im Gesamtkontext der 2000 Jahre alten Kirche Jesu.“

Hier ist allerdings eine wichtige Priorität der Leitung zu nennen. Alles Etablierte hat einen Heimvorteil, was neu entsteht, braucht eine Art kybernetischen Welpen-Schutz, also mehr Unterstützung als Bestehendes, denn jeder Keim ist gefährdeter als der gewachsene Baum. Ohne Bejahung und Unterstützung und Einbindung werden neue Formen absterben oder der Zentrifugalkraft folgen, viele landen dann höchstens als eine weitere

20 Vgl. Markus Weimer: Gekommen, um zu bleiben – Methodologische Aspekte einer missionalen Initiative innerhalb der Church of England, in: FreshX. Frisch. Neu. Innovativ, Neukirchen 2016, S. 29–39.

Gemeindegründung bzw. sterben nach Marginalisierung oder Sektenbildung irgendwann ab.“²¹

6. Konkrete Schritte

Das führt uns im letzten Schritt hin zu konkreten Ideen und Schritten für eine Mission in der Region.

Beginnen wir mit den einfacheren, die wir sofort in den neu entstandenen Kooperationsräumen mitbedenken und umsetzen können:

- Entdeckungshilfen missionarischer Möglichkeiten
Bildet sich ein Kooperationsraum, so steht am Anfang eine Klärung der gemeinsamen Vision für diese Region. Möglichst unter externer Beratung werden die Bausteine für eine gemeinsame Identität gesammelt und in die Zukunft gedacht: „Wer sind wir und was wollen wir?“ Diese Klärung sollte als offene Sehhilfe unternommen werden, möglichst unter Einbeziehung auch nicht-parochial organisierter kirchlicher Akteure.
- Glaubenskurse
Eine einfache Möglichkeit im Kooperationsraum sind regelmäßig stattfindende Glaubenskurse als niederschwelliges und einfach praktikables missionarisches Angebot für Kirchendistanzierte und Kirchenfremde. Der Kooperationsraum ist der ideale Ort, dass Glaubenskurse endlich – wie in der Initiative „Erwachsen Glauben“²² als Ziel formuliert – als Regelangebot angeboten werden können.
- Gottesdienstliche Vielfalt fördern
Unterschiedlichen Milieus und Bedürfnissen auch mit unterschiedlichen Gottesdiensten entgegenkommen können wir mit der Förderung gottesdienstlicher Vielfalt in der Region: Von hochliturgisch über konventionell, von meditativ bis popkulturell. Damit können wir sowohl der Überforderung einer einzelnen Gemeinde mit zu viel Programm als auch Konflikten um den „rechten“ Gottesdienst entgegen. Viele Talente und Ge-

schmäcker werden „ihren“ Gottesdienst als geistliche Heimat entdecken.

- „Back to church-Sunday“
Unter dem deutschen Titel „Gottesdienst erleben“ gibt es die deutsche Variante einer englischen Initiative, die an einem bestimmten Tag Menschen ermutigt, wieder einmal den Gottesdienst zu besuchen. Solche Initiativen für einen besonderen Tag können regional, im Kirchenkreis aber auch landeskirchenweit angeboten werden, wie es im Moment in der EKKW angedacht wird.²³
- Kinder- und Jugendarbeit
Keine neue Entdeckung ist die regionale Organisation von Kinder- und Jugendarbeit. Gemeinsame Freizeiten, „Konfi-Castle“ und Kinder-Erlebnistage lassen sich in Zeiten und Regionen mit rückläufiger demographischer Entwicklung besser organisieren und durchführen. Die Investition in Kinder- und Jugendarbeit ist auch eine Investition in die Zukunft von Kirche.

Weitergehende Schritte auf Kirchenkreis- und landeskirchlicher Ebene könnten sein:

- Einbindung vieler in die regionale Gestaltungsaufgabe
Die Evangelische Kirche steht nicht allein mit dieser Aufgabe. Die Evangelischen Gemeinschaften, örtliche CVJM's, freie Initiativen können und müssen in die kirchliche Regionalentwicklung mit eingebunden werden. Die ökumenische Dimension wird in Zukunft eine größere Rolle spielen.
- Gemeindebildende Initiativen (FRESHX) anerkennen und fördern
Dazu braucht es Bewusstseinsbildung und Kommunikation. Konkret stelle ich mir eine Arbeitsgruppe aus Theologen und Juristen vor, die die kirchliche Anerkennung solcher Initiativen zum Ziel hat. Die Motivation sollte dabei sein, dieses Zukunftsthema selber aktiv anzugehen, damit der Rahmen der Kirche für solche Initiativen auch in Zukunft eine Heimat bleiben kann.
- Mitarbeit am runden Tisch FRESHX Deutschland
Ganz konkret können EKKW und EKHN dem Beispiel anderer Gliedkirchen folgen

21 Hans-Hermann Pompe: Kirche in vielfacher Gestalt. Von der Notwendigkeit einer mixed economy in der Evangelischen Kirche, in: FreshX. Frisch. Neu. Innovativ, Neukirchen 2016, S. 76

22 Erwachsen Glauben. Missionarische Bildungsangebote. Grundlagen – Kontext – Praxis, Hannover 2011

23 Mehr dazu unter www.gottesdiensterleben.de

und Mitglieder im FRESHX-Verein werden, um das Anliegen zu fördern und an diesem Zukunftsthema zu partizipieren.

- Förderung von Einzelprojekten
Schließlich kann die Kirche selbst auch proaktiv werden: In besonderen Fällen können Projekte von uns selbst angeschoben werden, um das Thema nicht anderen zu überlassen, sondern neue kirchliche Arbeitsfelder zu entdecken.

7. Ausblick

„Wer sich ändert, kann verlieren. Wer sich nicht verändert, hat schon verloren!“ Dieser Satz stand über diesem Artikel und steht über der kirchlichen Zukunft. Wir leben in einer aufregenden Zeit. Vieles ändert sich und gleichzeitig wächst Neues auf. Die Zeichen der Zeit erkennen und Planken in eine Zukunft zu schlagen, die dann eine nächste Generation

gestalten wird, ist eine herausfordernde Aufgabe. Stellen wir uns dieser Aufgabe! Und tun wir es im Bewusstsein der Abhängigkeit vom Herrn der Kirche: „GOTT helfe uns, wie ER unseren Vorfahren geholfen und unseren Nachkommen auch helfen wird, zu Lob und Ehr seinem göttlichen Namen in Ewigkeit.“

Denn wir sind es nicht, die da könnten die Kirche erhalten; unsere Vorfahren sind es auch nicht gewesen; unsere Nachkommen werden's auch nicht sein. Sondern der ist's gewesen, ist's noch, wird's sein, der da spricht: ICH bin bei euch bis an der Welt Ende.“ (*Martin Luther*)

Armin Beck

*Referat Gemeindeentwicklung und
Missionarische Dienste
Wilhelmshöher Allee 330, 34131 Kassel*

MARTIN LUTHER KING – BÜRGERRECHTLER, MYSTIKER UND PROPHET NACH 50 JAHREN

Ich habe das gelobte Land gesehen¹

Volker Schoßwald

1. Eine Nacht in der Küche mit Gott

Als sich am 1. Dezember 1955 Rosa Parks in Montgomery, Alabama weigerte, ihren Platz für einen Weißen zu räumen, wurde sie verhaftet. Der neu zugezogene Baptistenpfarrer Martin Luther King organisierte erfolgreich Busstreiks der Schwarzen und avancierte zum Sprecher. „Natürlich“ gab es Anfeindungen wie den „angry voice“-Anruf Ende Januar: „Listen, nigger, we've taken all we want from you. Before next week you'll be sorry you ever came to Montgomery!“ Es klang wie eine übliche Bedrohung, aber für ihn war sein „Saturation point“ erreicht.

27. Januar 1956: King will aufgeben. Er kann es nicht mehr ertragen. Unfähig zu schlafen geht er in die Küche und kocht sich einen Kaffee. Er denkt an seine Familie, seine

kleine Tochter und faltet die Hände zum Gebet. „Lord, I'm down here trying to do what's right ...“ Er schüttet seinem Herrn sein Herz aus. „Lord, I must confess that I'm weak now ... I am at the end of my powers...“

Er war von Null auf Hundert gegangen. Die Mitstreiter, die Sympathisanten und Bewunderer spürten: „Das würde ich nicht schaffen.“ Zu Kings Weg gehörte nicht nur Charisma, gehörte nicht nur eine brillante Rhetorik, es gehörte auch viel Mut dazu und Kraft. Wirkte er in der „Kraft des Geistes“?

In dieser Nacht hört er in sich die Stimme seines Herrn sprechen: „Martin Luther, stand up for righteousness! Stand up for justice! Stand up for truth! And lo, I will be with you. Even until the end of the world!“² King hört Gott sprechen. Der Herr ruft ihn bei seinem Namen. ER bekräftigt seinen Auftrag, und verheißt, an Kings Seite zu bleiben ...

¹ Der Beitrag erschien zuerst im Korrespondenzblatt der Evangelischen Kirche in Bayern, Ausgabe 3 / März 2018, S. 50ff. Eine ausführlichere Arbeit des Autors über Martin Luther King erschien soeben im Verlag TWENTYSIX. Eine entsprechende Rezension veröffentlichen wir im vorliegenden Heft des HPB in der Rubrik „Für Sie gelesen“.

² Alle Zitate in dieser Passage aus „The Autobiography of Martin Luther King, Jr.“, edited by Clayborne Carson S. 77f.

Vielleicht meinen manche, King prahle hier mit einer frommen Geschichte. Vielleicht meinen manche, King bilde sich nur ein, diese innere Stimme komme von Gott. Vielleicht meinen manche, King täusche sich einfach. Aber: Genauso spricht Gott, der Herr. Genauso spricht Jesus zu den Seinen. Ich kann bezeugen, dass der Herr sehr persönlich spricht. Er weiß, zu wem er spricht. Es ist eine eigenartige Erfahrung, wenn Gott zu einem spricht.

Wieder im Gleichgewicht geht King nach diesem Gespräch zu Bett. Der Kampf kann weitergehen.

Am Abend des nächsten Tages, als er predigte, hörte seine Frau zu Hause, wie anscheinend ein Ziegel vom Dach fiel. Dann explodierte eine Bombe vor der Haustüre. King erfuhr von dem Anschlag durch seinen Freund Ralph Abernathy. Er reagierte gefasst und geschockt zugleich: Was ist mit meiner Frau und meiner kleinen Tochter? Ihnen galt seine erste Sorge. King, der Anführer einer Masse, sorgte dann auch für das Friedlichbleiben der empörten Menschen. Er fuhr die Emotionen herunter. Für King selbst war der Umgang mit diesem Attentat geprägt durch die Worte des HERRn, die er zwei Tage zuvor gehört hatte.

2. Mein Name ist ...: Martin Luther

Am 15. Januar 1929 in Atlanta, Georgia geboren, erhielt King nach seinem Vater den Vornamen Michael. 1934 besuchte Michael King sen. einen Baptistenkongress in Berlin. Im Jahr nach der Machtergreifung traten die Rassengesetze in Kraft.³ Doch fasziniert vom deutschen Reformator änderte der schwarze Michael King sen. nach seiner Rückkehr seinen Namen für sich wie seinen Sohn zu „Martin-Luther King“.

39 Jahre später predigte King Junior bei einem Streik in Memphis am 3. April: „Like anybody, I would like to live a long life. Longevity has its place. But I'm not concerned about that now. I just want to do God's will. And He's allowed me to go up to the mountain. And I've looked over. And I've seen the Promised Land. I may not get there with you. But I want you to know tonight, that we, as a people, will get to the promised land!“⁴ Keine vierundzwanzig Stunden später wurde der

Prediger heimtückisch auf dem Balkon seines Motels erschossen.

Durch sein politisches Engagement und seinen gewaltsamen Tod ist King immer noch präsent. 2010 ließ Barak Obama seine Büste im Oval Office aufstellen. Kings Texte verblüffen durch ihre direkte Religiosität, umgeben von politischen Aussagen. Seine Reden transportieren Glaubenserfahrungen. Diese können unseren eigenen Glauben stärken, wenn sie nicht mit lutherischen oder aufklärerischen Attitüden abgewehrt werden, weil es um konkrete Gotteserfahrungen geht.

Martin Luther King beim Busstreik in Montgomery, Martin Luther King hinter Gittern in Atlanta, Martin Luther King beim Sitzstreik in Birmingham, Martin Luther King beim Marsch auf Washington: Imposant! Aber mitten im politischen Geschehen stellte der religiöse „Revolutionär“ klar: „Jesus Christus motiviert mich und gibt mir Ziele vor.“ Der Menschenrechtler war ein Mystiker.

3. Rückenstärkung von Jesus

Bei King klang das Wort Gottes anders als bei Martinus Lutherus. Dieser legte die Heiligen Schriften aus. Aber King brachte es direkt. Er zitierte Gott wörtlich aus der Zwiesprache. Der Mystiker löste dies nicht vom geschriebenen „Wort Gottes“. Dadurch hauchte er diesem neues Leben ein. Bleiben unsere Mitglieder den Gottesdiensten auch fern, weil sie die Predigt nicht als Wort Gottes erleben? הוֹדִי לְרַמְּךָ הוֹדִי konnte ich nur selten sagen. Als ich, mutwillig angegriffen durch Kirchenvorsteherinnen bei mir in Schwabach wagte, Gott als den Absender in Passagen meiner Predigt zu nennen⁵, warf mir der anwesende Senior Anmaßung vor. Natürlich „klingt“ es anmaßend, zu behaupten, Gott selbst hätte zu einem gesprochen. Martin Luther King zitierte Jesus wörtlich. Alle Propheten klingen „anmaßend“, wenn sie „So spricht Jahwe“ sagen. Resultiert das Misstrauen gegen den Heiligen Geist aus mangelnden eigenen Erfahrungen?

Wer Zwiesgespräche mit Gott kennt, kennt auch Selbstgespräche und Eitelkeiten. Wenn jemand behauptet: Das ist alles Einbildung!, steht Erfahrung gegen Erfahrung, nicht Wissen gegen Erfahrung.

³ Kontext: Nürnberger Gesetze, Barmer Theologische Erklärung, Ansbacher Ratschlag.

⁴ Autobiography S. 365

⁵ Die reale Erfahrung lässt sich zeitlich und räumlich verorten.

Christen verfügen über Kriterien. Kings Kriterien sind die Intentionen dessen, was der Herr laut biblischem Zeugnis lebte.

Unsere Kirche läuft im lutherischen Gehorsam Gefahr, alle Zwiesprache mit dem Heiligen Geist dem Teufel oder der Einbildung zuzuschreiben und Jesu Geist nur dann wirken zu lassen, wenn es nichts mehr nachzuweisen gibt: „Ubi et quando visum est“ Ich überlasse Gott sein eigenes Wirken. ER ist per se autonom. Aber ich überlasse ungern Mitmenschen die Behauptung, Gott würde wirken, wenn die Wirklichkeit sich anders darstellt.

Kings Zwiesprachen mit dem HERRn sind ernst zu nehmen. Wenn Theologen nicht mehr zulassen, dass Theologen mit Gott reden und Gott mit Theologen redet, dann ... fehlen mir die Worte, denn es ist bodenlos. Gott sprach mit King. King hörte: Worte des Trostes, aber auch Worte der Ermahnung.

4. Der Prophet ringt mit seinem Herrn

Ein Jahr nach dem erfolgreichen Busstreik in Montgomery tourte King durch Afrika. Auch dort hörte er die Stimme Gottes. Die Botschaft richtete er primär an die Schwarzen, partiell auch an die weißen Unterdrückter⁶: „Der Herr der Welt ruft durch das ganze Universum: ‚Halt still! Merke dir, dass ich Gott bin! Wenn Ihr mit der Ausbeutung nicht aufhört, erhebe ich mich und breche eurer Macht das Rückgrat! Eure Macht wird verschwinden!‘“ King zitierte die Worte des HERRn im Duktus der großen Propheten. Er zeigte auf die großen Nationen der Vergangenheit, deren Macht gebrochen war und spottete über die Briten, die sich brüsteten, in ihrem Reich würde die Sonne niemals untergehen, denn jetzt schaffe es die Sonne kaum, über ihrem Reich aufzugehen ...⁷.

Der Herr fordert Anerkennung seiner Selbst und seines Willen von den Menschen. Seit Jesaja, Jeremia, Jesus und King hat sich im Kampf zwischen Hell und Dunkel wenig verschoben.⁸ Aber wer Gottes Stimme gehört hat, weiß um ihre Macht. King spricht mit Vollmacht den Unterdrückten Mut zu: Der Herr ist bei euch, weil die Ausbeutung seinem Willen widerspricht! Freilich weiß er auch um die Macht des Bösen, die keine Rassenschranken kennt. Weiße sind nicht einfach schlecht,

Schwarze sind nicht einfach gut, sondern Menschen sind sehr ambivalent.

5. „I have a dream“ oder doch Malcolm X?

Kings Instrumentarium im gewaltfreien Widerstand bestand aus Demonstrationen, Streiks, Sit-ins und Kneel-ins. Das Kneel-in war spirituell geprägt: Demonstranten zogen nach einem Auftaktgottesdienst durch die Straßen. Zwischendurch knieten sie nieder, um zu beten. Ließen sie sich dabei auslachen? Oder beeindruckten sie ihre christlichen Gegner?⁹ Zu Kings Demonstrationen gehörten Spirituals und Protestsongs. Bald stimmten in die „Hymne“ der Bürgerrechtsbewegung „We shall overcome“ weiße Künstler wie Pete Seeger, Joan Baez und Bob Dylan ein.

King lernte, Forderungen konkret zu formulieren. Nur so wurde die Erfüllung zum direkten Erfolg. Umgekehrt erkannten einige weiße Polizeichefs, dass sie durch Gewaltanwendung die Demonstranten letztlich unterstützten und ein Gewaltverzicht die Erfolgsträchtigkeit minimierte.

Zur Legende wurde King durch den Marsch für „Arbeit und Freiheit“ auf Washington am 28. August 1963, an dem eine viertel Million Menschen teilnahm. Präsident Kennedy verfolgte die weltweit übertragene Abschlusskundgebung per TV. King verkündete vor dem Lincoln-Memorial: „I have a dream ...“. Die Sicht des Visionärs schien unrealistisch wie auch realisierbar. Würden seine Kinder einst wirklich mit Kindern von Eltern anderer Hautfarbe spielen?

King steigerte sein prophetisches „I have a dream“ zum spirituellen: „Let freedom ring from every hill and molehill of Mississippi, from every mountainside, let freedom ring! ...“ Schwarze und weiße Menschen, Juden und „Heiden“, Protestanten und Katholiken sangen Hand in Hand: „Free at last. Thank God Almighty, we are free at last.“¹⁰

Malcolm X vermutete, Kings gewaltfreier Widerstand stabilisiere das System. Doch King sah einen substantiellen Unterschied, ob man keinen Widerstand leistet oder einen gewaltfreien Widerstand. King sah seinen Antagonisten als „victim of the despair“. Malcolm X empfände das an der Würde nagende Gefühl

6 Die ersten Sklaven Nordamerikas hatten Weiße von heimischen Sklavenhändlern gekauft.

7 Autobiography S. 113

8 Siehe George Lucas?

9 Deutschland erhielt seinen Kniefall durch Willy Brandt in Warschau. Brandt war zu Recht kein Mitglied der bigotten christlichen Kirche, die seiner ledigen Mutter die Taufe ihres „Kindes der Sünde“ verweigerte.

10 Autobiography S. 227

von „nobody-ness“ in der weißen Klassengesellschaft. In seinen Geschichten steckten die Nährstoffe für Aggression, Gewaltbereitschaft und Hass. „Ich-bin-ein-Nichts“ ist das Übelste, was ein Mensch über sich erfahren kann. Kings Gegenbotschaft hieß: „Ich bin dem Herrn etwas wert!“.

6. Gewalt und Krieg: Gandhi und Vietnam

Martin Luther King rang Ende der 50er um Erkenntnis des richtigen Weges. Im Februar 1959 reiste er mit seiner Frau Coretta nach Indien. Vor Ort führten die „Gandhians“ ihn tiefer in die Gedankenwelt der Gewaltfreiheit ein. An Gandhi beeindruckte ihn „his absolute sincerity and his absolute dedication“¹¹ und sein Rat, sich beim Schwanken zwischen Feigheit oder Gewalt für den Kampf zu entscheiden. Gewaltlos sei nur die Form. Der Kampf setze direkte Begegnungen mit dem Gegner voraus. Dieser solle davon überzeugt werden, dass sein Verhalten falsch ist. Der Geist gehe in den Kampf, während der Körper passiv bleibe. Ein halbes Jahrhundert vor King hatte Albert Schweitzer eine ethische Weltformel formuliert: die „Ehrfurcht vor dem Leben“¹². Wir müssen uns in unterschiedlichen Kulturen ethisch auf einer grundlegenden Ebene verständigen. Schweitzer, Gandhi und King waren also darauf angewiesen, dass ihr Gegenüber mit Gewissen reagieren konnte.

Als ein indischer Gastgeber King als einen „untouchable“¹³ begrüßte, übertrug dieser es auf US-Slums und rassengetrennte Schulen. In den USA drängte er auf sozialpolitische Änderungen. Es reiche nicht, beim Busfahren nicht mehr diskriminiert zu werden und mit weißen Kindern in die gleiche Schule zu gehen. Der Zugang zu den wirtschaftlichen Möglichkeiten sei von der Herkunft zu lösen. Allen müsse gesellschaftliche Teilhabe möglich sein. King entwickelte sich vom Bürgerrechtler der Gerechtigkeit für Schwarze zum Streiter für Gerechtigkeit für alle Menschen.

Nach einer Dekade summierten sich die Themen zu einer Qualitätsänderung. Nach der Erweiterung der sozialen Fragestellung auf die unterprivilegierten Weißen gewann er eine neue Sicht auf den Vietnamkrieg. Die

Zahl der Bombardierungen, der entsandten Soldaten und der Opfer explodierte seit Mitte der 60er. Johnson führte entgegen seinen Wahlversprechen die USA in einen ihrer schlimmsten Kriege.

King sprach die Beziehungen der Personkreise „Soldaten, Eltern, Geschwister, Partner“ zu dem eskalierenden Krieg an. Wie wollten die USA Demokratie gegen die Diktatur des Kommunismus verteidigen, wenn der südvietnamesische Regierungschef Nguyen Cao Ky Hitler verehrte? Dem Kampf der Menschlichkeit gegen die Unmenschlichkeit widersprach der Einsatz von Napalmbomben gegen Zivilisten. Wie konnten schwarze US-Amerikaner in Vietnam für die Demokratie kämpfen, wenn sie ihnen in der Heimat verweigert wurde? Doch als gute „Patrioten“ distanzierten sich selbst Schwarze von King. Auch der Regierung wurde er suspekt. Die kollektive psychopathologische Seite der paranoiden US-Amerikaner berücksichtigen alle Politiker, die Erfolg haben wollen bis heute, oder leiden selbst unter dieser Krankheit.

Beim Thema Krieg sind die USA nicht mehr rational ansprechbar. Wenn der Waffenbesitz für private Personen zu den Grundrechten gehört, darf Krieg nicht hinterfragt werden. Auch Massaker erschüttern diese Ideologie nicht effektiv.

Die BRD ist seit den 60er Jahren ein deutliches Stück weiter. So leicht stempelt man uns nicht mehr zum Vaterlandsverräter wie noch Adenauer und Strauß. Eine CDU-Kanzlerin aus der Ex-DDR versucht hartnäckig, internationalen Eskalationen vorzubeugen. Aber für das kranke Land zwischen Atlantik und Pazifik entlarvte sich King durch die Predigt gegen den Vietnamkrieg als Staatsfeind. Die Zustimmung zu ihm kippte.

Da erkannte Oslo ihm den Friedensnobelpreis für 1964 zu¹⁴. Auf die Befindlichkeit der jeweiligen Regierungen nimmt das Komitee keine Rücksicht¹⁵. Edgar Hoover (weiß), Chef

11 Autobiography S. 128

12 „Albert Schweitzer, Antizipationen des Reiches Gottes“, V. Schoßwald, S. 44

13 Autobiography S. 131.; Hintergründe zu Gandhi und Malcolm X entfaltet ich in „Martin Luther King, der letzte Prophet“

14 Im September lud ihn der Regierende Bürgermeister von Berlin, der Friedensnobelpreisträger von 1971 Willy Brandt nach West-Berlin ein, von wo aus King seiner Regierung, die ihm den Pass entzogen hatte, ein Schnäppchen schlug und mit seiner American-Express-Card nach Ost-Berlin reiste und predigte.

15 Als Norwegen einen ganz faschistischen Terrorakt erlebte, formierte sich die Bevölkerung nicht schießwütig, sondern demonstrierte: Wir lassen uns unsere Offenheit und Toleranz nicht von Rechtsradikalen wegschießen.

des (weißen) FBI¹⁶ bezeichnete King schäumend als „Kommunistenfrend und schlimmsten Lügner im ganzen Land“.¹⁷ Doch Hoover und der Rest der weißen „Elite“ verhinderten nicht, dass King am 10.12.64 den Friedensnobelpreis entgegennahm.¹⁸

7. Beyond Vietnam

Die erfolgreichste Band des 21. Jahrhunderts, „Linkin Park“ liebte in „Wisdom, Justice and Love“¹⁹ King durch ein Tondokument zu Wort kommen: „I come to this magnificent house of worship tonight because my conscience leaves me no other choice... A true revolution of values will lay hand on the world order and say of war, ‚This way of settling differences is not just.‘ This business of burning human beings with napalm, of filling our nation’s homes with orphans and widows, Of injecting poisonous drugs of hate into the veins of peoples normally humane, ... Cannot be reconciled with wisdom, justice, and love...“. Die Jugend hörte 2009 wieder Martin Luther King.

Bei aller pauschalen Kritik an den USA dürfen nicht die dortigen breiten reflexionsbereiten Strömungen unterschlagen werden, oft mit Akteuren aus dem Show-Business. Die Präsidentschaft von Trump darf nicht über-tünchen, dass Obama gewählt wurde. Pauschalierung, in diesem Aufsatz ein Mittel zur Prägnanz, wird der Vielschichtigkeit unserer Welt nicht gerecht.

Seine „Wisdom, Justice and Love“ – Rede²⁰ hielt King am 4.4.1967 in der New Yorker Riverside-Church. Obwohl er den Konflikt auf individuelle und familiäre Punkte brachte, bekam King eine massive Gegenwehr zu spüren. Seine Ermordung gründet weniger auf sein Bürgerrechtsengagement als sein Statement gegen den Vietnamkrieg. Kings weißer Mörder, ein Ex-Soldat²¹ agierte als Rassist.

16 Dies ist das Büro der Intelligenz: Da kann es mit der US-Intelligenz nicht besonders gut bestellt sein.

17 Wieder eine Demonstration der weißen Heuchelei (hypocrisy). Diese beschert den USA unzählige Feinde auf dem ganzen Globus, ohne dass diese Feinde selbst ohne Heuchelei wären.

18 Hitler verhinderte seinerzeit die Reise von Carl von Ossietzky zur Preisverleihung. Der Widerstandskämpfer Willy Brandt hatte eine erfolgreiche Kampagne für Ossietzky gestartet. Als ihm 1936 der Nobelpreis zugesprochen wurde, erkannten die Nazis Ossietzky die deutsche Staatsbürgerschaft ab und verboten allen Reichsdeutschen, einen Nobelpreis anzunehmen.

19 Linkin Park, „A thousand suns“, 2009

20 „Beyond Vietnam“. Autobiography S. 337

21 Es fiel ihm beim Militär schwer, sich an Regeln zu halten; typisch für faschistoide Persönlichkeiten.

„Selig sind, die Frieden stiften“... und „wer zum Schwert greift, wird durchs Schwert umkommen“ zitierte King Jesus. Aber die US-Amerikaner gehorchten ihren niederen Instinkten mehr als dem Wort des Herrn. Diesen lieferte seinerzeit ein diplomatisierender Politiker namens Pilatus seinen Soldaten zum Kreuzigen aus. Anderswo wäre es ihm nicht besser ergangen. Oder doch? In der BRD könnte es derzeit genug verankerte Moral geben, dass Jesus zumindest nicht zugrunde geht. Das attackieren rechte Ungeister²², aber wir können im Geist Jesu für etwas Konstanz sorgen.

8. Ich habe auf dem Gipfel des Berges gestanden ...

Martin Luther King sah vom Gipfel des Berges in das gelobte Land. Moses kam zwar nicht in das gelobte Land, aber nach dem Blick vom Bergesgipfel konnte er beruhigt sterben. (Dtn.34) Am 3. April 1968 aktualisierte King in Memphis diese Stelle: „Well, I don’t know what will happen now. We’ve got some difficult days ahead... But I’m not concerned about that now. I just want to do God’s will. And He’s allowed me to go up to the mountain. And I’ve looked over. And I’ve seen the Promised Land. I may not get there with you. But I want you to know tonight, that we, as a people, will get to the promised land!“

„Like anybody, I would like to live a long life.“ ergänzte er. Er liebte das Leben. Logisch, sonst hätte er sich nicht für das Leben einsetzen können! Aber er hatte etwas erlebt, das die natürliche Begrenzung des Lebens sprengte.

Am folgenden Abend ermordeten ihn Gensinnungsgenossen der heutigen Besitzer des Weißen Hauses (nicht des „Schwarzen Hauses“)²³. In Barak Obama trug Kings Todesopfer Früchte: Er war der erste nicht-weiße Präsident.²⁴

King hat das gelobte Land gesehen, aber er durfte wie Moses, nicht hinein. Er rechnete nicht wirklich damit, dass es das „promised Land“ auf Erden gäbe. Denn solange die Menschen über diesen Planeten herrschen, wirkt die Macht des Bösen durch Menschen.

22 Mit der DDR verlebte sich die alte BRD auch den Atheismus ein.

23 Als der Mörder am 23.4.98 starb, wurde die Welt durch die Geburt eines neuen Martin L. besser.

24 Der Selma-Marsch führte zu konkretisierten Wahlberechtigungen für Schwarze.

King vertraute darauf, dass es vorgezogene Verwirklichungen des „gelobten Landes“ gäbe. Er war überzeugt, diese Verheißung von Gott selbst bekommen zu haben. Zeichen für diese Verheißung können wir auch heute set-

zen und damit Zeichen für Gottes kommendes Reich auf dieser Erde.

Volker Schoßwald
Rupprechtstr. 9, 91126 Schwabach

PRESSEINFO

Lebenshilfe tanzt mit allen ins Jubiläumsjahr

Mitmach-Aktion: Inklusives Musikvideo „Hey, Welt!“ zum 60. Geburtstag

Als vor 60 Jahren die Bundesvereinigung Lebenshilfe gegründet wurde, hätten sich Eltern von Kindern mit Behinderung dies nicht träumen lassen: Menschen mit und ohne Behinderung, alte und junge, tanzen ausgelassen durch die Straßen und stecken alle mit ihrer Lebensfreude an. „Hey, Welt!“ heißt das dreiminütige Musikvideo, das die Lebenshilfe zu ihrem Jubiläum gedreht hat. Es ist online unter <https://youtu.be/CMWtY-Gs-ek> abrufbar und soll sich, so hofft die Lebenshilfe, im Internet und in den Sozialen Netzwerken wie ein Lauffeuer verbreiten.

Noch bis in die 1960er Jahre hinein galten Menschen mit sogenannter geistiger Behinderung als bildungsunfähig. Erst mit der Gründung der Lebenshilfe am 23. November 1958 keimte bei den Eltern Hoffnung auf. Der niederländische Pädagoge Tom Mutters machte ihnen Mut, sich für ein menschenwürdiges Leben ihrer behinderten Kinder einzusetzen. Die Kinder sollten in ihren Familien aufwachsen können und nicht in Großeinrichtungen abgegeben werden müssen.

Überall in Deutschland bildeten sich örtliche Lebenshilfe-Vereine, mehr als 500 mit rund 130.000 Mitgliedern sind es im Jahr 2018. Es entstanden Kindergärten und Schulen, Frühförderstellen und Familienentlastende Dienste, Wohn- und Werkstätten und vieles mehr. „Das zeigt, welche Erfolgsgeschichte die Lebenshilfe ist. Die Gründergeneration hat Unfassbares geleistet“, so Ulla Schmidt, amtierende Bundesvorsitzende der Lebenshilfe, MdB und Bundesministerin a.D.

Heute ist die Lebenshilfe eine Vorkämpferin für Inklusion, für die gesellschaftliche Teilhabe von Menschen mit Behinderung von Anfang an und in jedem Lebensbereich. Dafür steht auch „Hey, Welt!“. Alle sind aufgerufen, mit dem Song einen eigenen kleinen Tanz-Film zu erstellen und der Lebenshilfe zu schicken. Die Videos werden dann zusammengefügt, und vielleicht entsteht daraus sogar das längste Musikvideo der Welt. Derzeit liegt der Rekord bei 24 Stunden. Mehr Informationen unter: www.lebenshilfe.de/HeyWelt

FÜR SIE GELESEN

Hans-Martin Barth: *Selbstfindung und christlicher Glaube. Claudius, München 2017.* 160 Seiten für 16 Euro. ISBN: 978-3532625309

Die Begriffe „Selbstfindung“ oder „Selbstverwirklichung“ sind zentrale Anliegen des modernen Lebensverständnisses. Daran erinnert Hans-Martin Barth im Vorwort und in den beiden ersten Abschnitten des 2017 im Claudius Verlag erschienenen Bändchens mit dem Titel: „Selbstfindung und christlicher Glaube“.

Unter der Überschrift: „Annäherungen an das Ich“ und „Konzeptionen der Selbstverwirklichung“ gibt er einen Überblick darüber, in welcher unterschiedlicher Weise das Prob-

lem der Selbstverwirklichung unser Leben beeinflusst. Es geht dem Verfasser darum zu zeigen, inwiefern der Prozess der Selbstverwirklichung aus dem christlichen Glauben leben kann und „was christlicher Glaube für die Erfüllung menschlicher Existenz bedeutet“.

Dazu muss H.-M. Barth sich mit einigen Einwänden auseinandersetzen. Vor allem mit dem Vorwurf, gerade der christliche Glaube behindere das Streben nach Selbstverwirklichung, in dem er Selbstverleugnung propagiere und den Menschen als Sünder beschreibe. Barth geht ohne Polemik auf diese Einwände ein und versucht, Fehldeutungen und Missinterpretationen zu korrigieren, indem er auf Jesus als Korrektiv verweist: „Denn Jesus ist

nicht als großer Asket, als Muster und Vorbild der Selbstverleugnung, der Distanzierung zur Welt und zu sich selbst in das Bewusstsein der Christen eingegangen“ (Christentum und Ich-Schwächung, S. 49).

Der biblischen Beschreibung des Menschen als Sünder widmet Barth ein eigenes Kapitel (Sünde und Selbst, S. 55ff). Er weist darauf hin, dass die Rede von der Sünde mehr meint als nur die Beschreibung von Fehlverhalten. Nicht das Tun allein gerät mit dem Begriff Sünde in den Blick, sondern das ganze Sein dessen, der handelt. Dazu haben sich in der Christenheit zwei Sichtweisen herausgebildet, die im Wesentlichen von den beiden großen christlichen Konfessionen vertreten werden. Nach dem einen Modell geht es darum, dass der Mensch das Gute, das in ihm angelegt ist, stärkt und den Kampf gegen seinen sündigen Anteil führt. In diesem Bemühen verwirklicht sich das Selbst. Das andere Modell geht davon aus, dass der Mensch sein eigentliches Selbst gar nicht verwirklichen kann und es auch nicht verwirklichen muss. Es ist außerhalb seiner selbst konstituiert.

Kein Mensch kann und darf auf ein bestimmtes Bild fest gelegt werden, niemand kann aufgrund seiner Leistungen oder seiner Selbstverwirklichungserfolge angemessen beurteilt werden. Das Gelingen eines Lebens steht nicht in Frage, es ist schon erfüllt und gesichert. Das war die Erkenntnis, die durch die Begegnung mit dem historischen Jesus ausgelöst wurde. Bei der Selbstverwirklichung geht es dann nur noch darum, empirische Konsequenzen aus dem transempirischen, wirklichen Selbst zu ziehen.

Mit dem Kapitel „Gott – Symbol und Inbegriff der Selbstverwirklichung“ (S. 71ff) beginnt ein neuer Gedankengang. Zunächst werden traditionelle und philosophische Vorstellungen von Gott als Missverständnisse abgelehnt. Dann wird ausgehend vom alttestamentlichen Gottesnamen (Ich werde für Euch da sein) die zentrale These des Buches begründet und erläutert: „Gott wird mir zum Symbol und Inbegriff von Selbstverwirklichung, indem er sich in mir verwirklicht, in meinem Dasein und dem Dasein der Welt überhaupt, in der Präsenz Jesu, die in der Verkündigung und in der Gemeinschaft der Kirche begegnet, und schließlich in der Erfahrung einer neuen Lebensperspektive, die damit möglich wird.“ (S. 76).

Das im alttestamentlichen Gottesnamen enthaltene Modell der Selbstverwirklichung als ein geheimnisvolles, auch zukünftiges, unbedingtes Dasein für andere, kann kein Leitbild für die eigene Verwirklichung des Menschen sein. Es wäre eine maßlose Verkenning menschlicher Möglichkeiten. Aber es erlaubt, die Wirklichkeit Jesu zu verstehen. Indem Jesus Menschen als seine Brüder und Schwestern in seine Nachfolge beruft, geschieht die Selbstverwirklichung Gottes, die mit Jesus nicht abgeschlossen ist, sondern immer wieder bevorsteht. Denn der Geist ermöglicht es dem Menschen, seinen Platz im Prozess der Selbstverwirklichung Gottes zu erkennen und ihn in der Gemeinschaft der Glaubenden auch einzunehmen. So bietet die „Dreieinheit“ Gottes ein Denkmodell für den Prozess der Selbstverwirklichung. Einerseits verhindert sie, dass die Wirklichkeit Gottes auf einen Begriff reduziert wird, andererseits beschreibt sie die Basisbedingung menschlichen Lebens: niemand existiert anders als in der Beziehung von Ich, Du und Wir. Unter diesen drei Aspekten der Dreieinheit Gottes geschieht auch die Selbstverwirklichung im Glauben. Denn die transempirische Wirklichkeit des Selbst wird in der Bibel als Berufung erfahren. Indem sich ein Mensch dem Ruf in die Nachfolge aussetzt, entsteht die Möglichkeit, „dass sich an ihm ...mehr verwirklicht als sein Selbst“ (S. 99). Denn nun geht es darum, dass Gottes Selbstverwirklichung im Glaubenden zum Zuge kommt.

Für diesen Prozess benennt Barth Kriterien: Liebe, die freilich oft falsch verstanden wird; Talente entdecken und sich entfalten lassen; für einander da sein; einander in Anspruch nehmen; sich an der Gegenwirklichkeit des Gottesreiches beteiligen und vom letzten Horizont her leben, der für Glaubende nicht im Tod besteht, sondern in der Zukunft der Selbstverwirklichung Gottes.

Im letzten Teil konkretisiert der Verfasser beispielhaft, was dazu beitragen kann, authentisch aus dem Glauben zu leben. Dazu gehören Hinweise auf die politische Dimension, auf den Umgang mit Konflikten und Abschieden und wie wichtig es ist, Fantasie für das Zusammenleben einzusetzen. Da der christliche Glaube nicht von der Theorie lebt, verwirklicht er sich in einem geschwerlichen Leben, im Feiern, aber auch in Verzicht und Leiden. Mit den Empfehlungen, ein geistliches

Tagebuch zu führen, Gebet und Meditation zu üben, immer wieder ohne Sorge um das eigene Leben Rückschau und Ausschau zu halten und dem Wort Jesu zu vertrauen: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben!“ (Joh 14,19), schließt Hans-Martin Barth seine anregende und vielschichtige Darstellung eines christlichen Selbstverständnisses in unserer Zeit ab, die bereits 1979 unter dem Titel: „Wie ein Segel sich entfaltet. Selbstverwirklichung und christliche Existenz“ in einer ersten Fassung von ihm veröffentlicht worden ist.

Dr. Jörg Garscha



Rainer Oberthür: Was glaubst Du? Briefe und Lieder zwischen Himmel und Erde. 144 Seiten mit 16 Liedern von Carolin No auf CD, Kösel-Verlag München 2017. 25 Euro, ISBN: 978-3466371952

In seinem neuen Buch „Was glaubst Du? Briefe und Lieder zwischen Himmel und Erde“ antwortet der renommierte katholische Religionspädagoge Rainer Oberthür in Briefform auf fiktive, aber realitätsnahe Fragen von Kindern und Jugendlichen. Die Brieftexte sind mit Liedern des Würzburger Singer-Songwriter-Duos Carolin No (Andreas und Carolin Obieglo) verflochten. Die Themen der Briefe und Lieder berühren gemeinsame Fragen und eröffnen wechselseitig neue Sichtweisen. Sie setzen Themen fort, ohne dabei jeweils ihre Eigenständigkeit zu verlieren.

Rainer Oberthür beschäftigt sich mit 20 großen Lebensthemen, welche auch Kinder früh interessieren. Hier eine kleine Auswahl: Woher kommen die Gefühle in mir? Warum gibt es etwas und nicht nichts? Woher kommt das Gute und warum gibt es das Böse? Was macht den Menschen so besonders? Wo bleibt das Kind, wenn ich erwachsen werde? Ist Glauben weniger oder mehr als Wissen? Wie können wir Gott erfahren?

Die größte Stärke des Buches liegt darin, dass der Autor wirklich bei Fragen und Themen aus der Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen ansetzt und von dort aus zu biblischen Texten und seinen persönlichen Glaubensüberzeugungen gelangt – und eben nicht anders herum. Nur so gelingt es, Kinder und Jugendliche mit ihrer Lebenswelt zu erreichen. Das Buch ist somit eine gute Hilfestellung für einen kompetenzorientierten Religionsunterricht (oder auch Konfirmanden-

unterricht), bei dem biblische Themen oder Personen nicht um ihrer selbst willen behandelt werden oder weil dies der Lehrplan nun einmal so vorschreibt.

Des Weiteren spürt man dem Buch ab, dass der Autor sich sehr intensiv und persönlich mit den präsentierten Fragen und Antworten auseinandergesetzt hat. Oberthür beschreibt anhand vieler spannender Beispiele, wie faszinierend der Mensch und das Leben auf dieser Welt sind. Er erklärt präzise und mit sprachlicher Eleganz, was er glaubt und wo für ihn auch Fragen offen bleiben. Das Buch regt tatsächlich immer wieder dazu an, sich selbst und andere zu fragen: „Was glaubst Du?“

Das Buch ist zudem mit viel Liebe zum Detail gestaltet. So sind die Namen der briefschreibenden Kinder bewusst gewählt. Auf den letzten Seiten findet man eine Vorlage, um einen Jewel-Case für eine CD zu gestalten, und auch die Abschnitte der Briefe sind gut gewählt und lassen sich somit für Unterrichtszwecke z.B. leicht kürzen oder für eine Gruppenarbeit aufteilen.

Wer allerdings auf der Suche nach komplett aufbereitetem Unterricht mit fertig ausdruckenden Arbeitsblättern und Stundenentwürfen ist, muss enttäuscht werden. Bei dem Buch handelt es sich um eine Inspirationsquelle und Hilfestellung. Mit etwas Zeit und Kreativität lässt sich aber ein sehr guter Unterricht für Kinder ab der 4. Klasse damit gestalten.

Eine Altersbegrenzung nach oben lässt sich aufgrund der Universalität der Themen nicht ziehen. Und auch über den Bereich der Religionspädagogik hinaus handelt es sich um eine homiletische Fundgrube für Gottesdienste mit entsprechenden Themenpredigten. Zusammen mit Konzertkarten des Künstlerduos Carolin No ist das Buch auch ein tolles Geschenk zur Konfirmation. So werde zumindest ich es als nächstes einsetzen.

Maurice Meschonat



Albert Biesinger, Helga Kohler-Spiegel, Simone Hiller (Hrsgg.): Gibt es ein Leben nach dem Tod? Kinder fragen – Forscherinnen und Forscher antworten, Kösel-Verlag, München 2017. 144 Seiten für 18 Euro. ISBN: 978-3466371679

Kinder trauern anders – das ist eine in Psychologie, Pädagogik und Theologie anerkannte Überzeugung. Doch auch wenn sie mit

dem Tod je nach Alter und Entwicklung auf ihre eigene Art umgehen, nehmen sie Sterben und Tod wahr und haben – wie zu allem – Fragen und eigene Theorien. Erwachsene dürfen sie dabei nicht alleine lassen, sondern müssen sie verantwortungsvoll begleiten. Doch viele Erwachsene fühlen sich unsicher, wenn es um Tod und Trauer geht. Sie wissen oft nicht, wie sie mit Kindern darüber sprechen sollen. Und einige versuchen ihre Kinder so weit wie möglich vor der Auseinandersetzung mit dem Tod „zu bewahren“. Erst kürzlich gab es in meiner Familie eine Beerdigung, zu der die Kinder nicht mitgenommen wurden.

Das Buch *Gibt es ein Leben nach dem Tod?* kann Erwachsenen dabei helfen, mit Kindern über den Tod zu sprechen. Anders als es der Buchtitel vielleicht erwarten lässt, reicht das Spektrum der behandelten Fragen weit über die Frage nach Himmel und Jenseits hinaus. Hier eine kleine Auswahl der 18 behandelten Fragen: Was passiert, wenn ein Mensch stirbt? Warum weinen wir, wenn jemand stirbt? Warum nehmen sich manche Menschen das Leben? Was passiert bei einer Beerdigung? Wenn der Körper tot ist, fliegt dann die Seele in den Himmel? Kommen auch Tiere in den Himmel?

Die größte Stärke des Buches sehe ich darin, dass neben Theolog/inn/en auch Psycholog/inn/en und Mediziner/innen je nach Kompetenzbereich zu Wort kommen. Man merkt es den Kapiteln an, dass sie von Expert/inn/en verfasst wurden. Gleichzeitig ist das Buch fast durchweg in kindgerechter Sprache formuliert. Dabei führt die entsprechende Elementarisierung nicht zu einer Banalisierung. Im Gegenteil. Und gerade die eindrücklichen Beispielgeschichten, welche in manchen Kapiteln erzählt werden, helfen dabei, sich in das jeweilige Thema hineinzudenken.

Dabei lassen die Autor/inn/en es nicht aus, von ihrer christlichen Auferstehungshoffnung zu sprechen. Sie finden gute Worte und stimmige Bilder für das, worauf wir nach dem Tod hoffen dürfen. Es gibt darüber hinaus auch Kapitel über die Jenseitsvorstellungen von Judentum, Islam und Buddhismus. Jedes Kapitel endet mit Fragen, die oft mit guten Impulsen zu Aktivitäten und zum Weiterdenken anregen.

Maurice Meschonat

Reiner Marquard: *Das Lamm in Tigerklauen. Christian Friedrich Henrici alias Picander und das Libretto der Matthäus-Passion.* Rombach Verlag (rombach wissenschaft), Freiburg i.Br.-Berlin-Wien 2017, broschiert, 173 Seiten für 29 Euro. ISBN: 978-3-7930-9896-6

Der Titel macht neugierig. Ein Lamm in Tigerklauen? In Bachs Matthäus-Passion? Tatsächlich ertönt in Chor und Altarie zu Beginn des zweiten Teils (Nr. 36) die Klage: „Ach! mein Lamm in Tigerklauen, / Ach, wo ist mein Jesus hin?“ Der Tiger, so erklärt Reiner Marquard, galt als Sinnbild der Schönheit, aber auch „als Inbegriff der Blutgier und als Gegenstand des Hasses“ (27). Jeder versteht das Bild: Jesus, das unschuldige Gotteslamm, liefert sich der Gewalt des Bösen aus. Bibelkundige wissen, dass der Tiger in den biblischen Schriften nicht vorkommt. Wie aber kommt er ins Libretto von Bachs Passionsmusik? Der Textdichter Henrici alias Picander, weiß Marquard zu berichten, hat 1707 als Kind bei einer Tierschau in Leipzig einen veritablen Tiger gesehen, und möglicherweise sah ihn auch Bach, da solche Tierschauen bis 1770 in Leipzig überliefert sind.

Das Anliegen des Autors ist aller Ehren wert. Er will den als zweitklassigen Poeten geringgeschätzten Henrici rehabilitieren. Dieser sei theologisch an Leonhard Hutterus (auch: Hütter, Hutterus) *Compendium* (1610) geschult und mit der rhetorischen Homiletik der Zeit (Gottsched, Mosheim) genügend vertraut gewesen, um Bach „eine theologische Kost“ abzuliefern, „die der lutherischen Orthodoxie ... nicht im Wege stand“ (30). So habe Henrici sich nicht nur der Predigten des Rostocker Pfarrers Heinrich Müller als Textvorlage bedient, sondern überdies ein dem klassischen Schema der Predigt entsprechendes Libretto geschrieben, das Verstand und Willen der Zuhörenden erbauen und ihre Gemüter bewegen will. Deutlich wird, dass Bach und Henrici in dem von der lutherischen Orthodoxie vorgegebenen Rahmen eng zusammenarbeiteten. Wie das im Einzelnen vor sich ging, kann nur vermutet werden. Erkennbar ist aber, dass Henrici gute Arbeit geleistet hat.

Um heutigen Hörern den Inhalt der Matthäus-Passion zu erschließen, untersucht Marquard in neun Kapiteln den theologischen und frömmigkeitsgeschichtlichen Hintergrund, auf dem Henrici gedichtet und Bach komponiert haben. Dem geeigneten Leser mag

es dabei zuweilen wie bei der Lektüre barocker Lehrbücher ergehen, deren Ausführungen man gern noch näher auf den konkreten Fall angewendet gesehen hätte. Der Autor würdigt die Matthäus-Passion als liturgischen Akt und erläutert die theologischen Topoi oder Loci, die sie im Kontext der lutherischen Orthodoxie in Form der Andacht (vgl. 17) bzw. „geistliche[n] Betrachtung“ (57) behandelt: Schriftgebrauch, Verständnis der Natur der Sünde, Lehre von der *unio mystica*, Christologie, die ‚Nießung‘, d.h. den rechten leiblichen Genuss beim Abendmahl, Trost und Vertrauen. Ein vollständiger Abdruck des Librettos und der Kapitel 26 und 27 des Matthäusevangeliums sind beigefügt.

Marquards Buch ergänzt die Werkeinführung von Emil Platen (Kassel 2012) um eine Analyse der Grundlagen des Passionstextes. Sie hilft, die Glaubenstradition zu verstehen, aus der Text und Musik der *Großen Passion* entstanden, und macht auf ihren Ort im Vespertagesdienst an Karfreitag aufmerksam. Damit regt sie neu zum Nachdenken an, ob man die Matthäus-Passion singen und musizieren kann, ohne sich auf die Haltung des Glaubens einzulassen. Die ursprüngliche Form war jedenfalls auf Aneignung ausgerichtet: zwischen den beiden Teilen war eine Predigt vorgesehen, die Choräle wurden von der Gemeinde mitgesungen.

Michael Heymel



SAID: ich Jesus von Nazareth. Mit einem Nachwort von Erich Garhammer, Echter Verlag, Würzburg 2018. 64 Seiten für 12,90 Euro. ISBN: 978-3429044527

Die Überlieferung von Jesu Passion provoziert vielfältig neue Worte: Musik, Nacherzählungen, Lyrik. Das Gleichursprüngliche, der historische Angelpunkt der Jesusfigur ist ein Ereignis, keine literarische Überlieferung. Von Beginn an ist die Literalität Jesu mehrstimmig: In vier kanonischen und zahlreichen späteren Evangelien wird von Jesu Leben und Wirken berichtet. Diese Erzählproduktivität hält an. Unter dem Einfluss didaktischer Konzepte des 20. Jahrhunderts ist die Menge religiöser Gebrauchs- und Erbauungsliteratur, die sich des „Jesusstoffs“ annimmt, unübersehbar geworden.

Anlässlich eines Vortrags auf dem Katholikentag in Hamburg 2000 hat der Heidelberger Neutestamentler Gerd Theißen gezeigt,

inwiefern die jeweils gezeichneten Jesusbilder in einem hohen Maße Projektionen ihrer Autoren sind. Als solche entfalten sie in ihren je aktuellen Diskurszusammenhängen Produktivität.

Auf diesen Vortrag verweist auch der emeritierte katholische Pastoraltheologe Erich Garhammer in seinem Nachwort zum jüngst erschienenen „Jesus-Buch“ des iranischen Schriftstellers SAID, der seit 1965 im Exil in Deutschland lebt. Es handelt sich in der Form um eine fingierte autobiografische Retrospektive. Garhammer erinnert die Leserin resümierend: „Jede Form von Eingemeindung Jesu muss also letztlich scheitern.“

Ein Jesus ohne Fremdheitszumutung, ohne befremdliche Wirkung ist letztlich austauschbar.“ SAIDs kurzer Essay stellt sich eben diesem Dilemma, Worte zu finden, ohne „einzugemeinden“. In dieser Hinsicht ist der Text wirklich bemerkenswert. Selbst Kategorien, die ihre eigene Überschreitung bereits in sich tragen, treffen auf diese Darstellung nicht zu: Dieses Buch ist anders als skandalös, anders als fremd, anders als vertraut. SAID nutzt wohlbekannte Worte, stellt radikale Anfragen, rückt mit einem fremden Jesus nah an die Leserin.

Ein Jesus, der angesichts lauten gesellschaftlichen Rauschens nicht verstummt, sondern eindrücklich ruft. Ein Jesus, bei dem Zärtlichkeit und Zorn in ein Wort passen. Und Freiheit und Liebe im Zusammenklang sich wortwörtlich in Seelen ein Zuhause suchen.

Insofern gibt SAID in diesem Buch etwas von dem weiter, was er von sich selbst im Blick auf Religion sagt: „Was der Mensch braucht, weiß ich nicht. Ich bin kein Prophet. Ich übe keine Religion aus und habe auch nie eine ausgeübt. Ich habe meine Religiosität mit Mühe und Not gegen die Barbaren gerettet, die im Namen eines Gottes regieren. Aber ich glaube, dass der Mensch etwas in diese Richtung braucht. Man kann es Spiritualität, Religiosität oder wie Max Weber ‚religiöse Musikalität‘ nennen. Ein Schwingen, etwas, das in uns ist und auf etwas anderes zielt“ (im Interview mit Eren Güvercin am 2. Juli 2010 für das Internetportal der Deutschen Welle „Qantara“).

SAIDs zornigzärtliches Jesusbuch entkommt nicht der Projektionslogik, die für die historische Jesusforschung gezeigt werden konnte. Es zeigt eindrücklich, wie sie auch für die dezipiert literarischen Formen gilt. Für dieses Buch

ist es gerade eine Stärke. Eine provokante Spiritualität reformuliert sich im Duktus einer Erzählung christlicher Denk- und Glaubens-tradition. Ein besonderer Spiegel von außen. Auch eine hohe Wertschätzung, die der jesu-anischen Tradition des Christentums da von außen entgegengebracht wird. Dadurch wird diese Tradition neu und relevant.

Manche theologiegeschichtlich längst überholte systematisch-theologische These ist so formuliert, dass sie noch einmal neu zum Denken anregt. Es ist eine fast vergessene Spielart von rechter Lehre, deren Normativität hier nahegelegt wird. Leser und Leserinnen sind gleichsam gezwungen, sich dazu in ein Verhältnis zu setzen: „mir gehen keine engel voraus, die euch warnen. meine engel, die ich seit meiner kreuzigung auf die erde geschickt habe, weinten vor verzweifelung, als sie mir von euch berichteten“ (7). Der Text ist – gerade in Konstellation zu derzeitiger Lehrbildung innerhalb der christlichen Theologie – eigen-tümlich theologieproduktiv, obwohl oder indem er gerade keine Ansatzpunkte für chris-tologische Überlegungen anbietet.

SAID, über den Nina Fargahi ein eindrückliches Porträt geschrieben hat (in der NZZ vom 27. November 2015), hat Europa einmal als Ort der Freiheit, aber auch der Einsamkeit beschrieben: Diese mutige und anstößige Re-konstruktion der Jesusgeschichte zeugt von dieser Freiheit, nach neuen Bedeutungen zu suchen. In ganz naher, völlig unverbrauchter Sprache. Und sie zeugt von der Einsamkeit, in die Menschen gestellt sind, wenn sie ihre Wahlheimaten mit je eigenen Worten einkleiden müssen: „ich wandere stets und brauche für meine wege unerschütterliche wegge-fährten.“

Ein provozierendes Buch: nachdenkliche, spirituelle Worte. Worte, die weiterentwickelt werden wollen.

Dr. Friederike Erichsen-Wendt



Volker Schoßwald: *Martin Luther King. Der letzte Prophet. Widerstand und Mystik.* Verlag TWENTYSIX, 148 Seiten für 9,95 Euro. ISBN: 978-3740743802

Wie kommt die Band „Ihre Kinder“, die Pioniere der deutschsprachigen Rockmusik in ein Buch über Martin Luther King? Volker Schoßwald zieht in seinem Buch „Martin Luther King: Der letzte Prophet“ ungewöhnlich-

che und überraschende Querverbindungen zwischen seinem persönlichen Leben, dem Leben Martin Luther Kings, der Lektüre der alt-testamentarischen Propheten, der damaligen (und selbst erlebten) Zeitgeschichte und dem gesellschaftlichen Hier und Heute, bis in die aktuellste Gegenwart, zu einem Songtext von Linkin Park und dem erschütternden Amoklauf am Valentinstag an einer Highschool in Parkland.

Es ergeben sich aber auch deutliche Querverbindungen mit den anderen beiden Büchern Schoßwalds „Die Sergeant-Pepper-Generation“ und „Dietrich Bonhoeffer. Seelsorge im religionslosen Zeitalter.“ Die Beatles mit John Lennon, aber vor allem Bob Dylan mit zahlreichen Liedtexten kommentieren und erhellen die Botschaft des Predigers, wie sie bei seinen damaligen Zuhörern angekommen ist. „Mit zehn Jahren hatte ich nicht nur von Martin Luther, sondern auch von Martin Luther King gehört“ und in der zu Weihnachten 1965 geschenkten Bibel gerade zum ersten Mal die prophetischen Schriften gelesen, so erzählt Volker Schoßwald und versteht heute den Kämpfer für die Bürgerrechte seiner schwarzen Brüder und Schwestern ganz von dort her.

Dieses Buch versteht sich nicht als eine typische Biographie, sondern eher als einen Versuch der Annäherung an einen fremd gewordenen und in die Vergangenheit gerückten Propheten, als einen Versuch der Vergegenwärtigung seiner Botschaft und seines Handelns. „Bei King nur in der Vergangenheit zu bleiben, verbietet sich von selbst.“

Volker Schoßwald zeichnet ein subjektives Porträt eines Menschen, der versucht der „Stimme des Herrn“ zu folgen. Als Schlüssel-szene schildert er das verzweifelte Gebet in der Küche, als Gott zu ihm spricht: „Martin Luther, stand up for righteousness! Stand up for justice! Stand up for truth! And lo, I will be with you.“ Am Tag darauf wird ein Bomben-attentat auf die Familie Kings verübt. „Er war ein Mystiker, der die Stimme Gottes vernahm. Ein Prophet, weil er die Stimme Gottes vernahm“, so schließt Volker Schoßwald seine Erkundung des Friedensnobelpreisträgers. Auch heute sollte diese Stimme gehört werden.

Thomas Brandl

Dave Andrews: *Der Jesus Dschihad. Der gewaltfreie Weg aus dem Konflikt zwischen Islam und Christentum.* Gerth Medien, ABlar 2017. 272 Seiten für 16 Euro. ISBN: 978-3957342454

Der Titel des Buches weckt Neugier und Aversion zugleich. Jesus – der Dschihad – sind das nicht vollkommene Gegensätze? Wer sich sprachlich mit der Formulierung auseinandersetzt, stellt (auch mithilfe der Einführung durch den Autoren) fest: „Es gibt zwei allgemein anerkannte Bedeutungen des Begriffes ‚Dschihad‘: ein inneres geistliches Ringen und ein äußeres physisches (körperliches) Kämpfen. Der ‚große Dschihad‘ ist das innere Ringen eines Gläubigen um die Erfüllung seiner oder ihrer religiösen Pflichten. Diese gewaltfreie Bedeutung wird von muslimischen wie nicht muslimischen religiösen Autoren unterstrichen.“ (S. 31)

Dieses „innere Ringen“ sieht Andrews – Sozialarbeiter, Friedensaktivist und Hochschullehrer – als eine Eigenheit und Obliegenheit der christlichen und der islamischen Religion und kann deshalb durch den Begriff des so verstandenen Dschihad eine Schnittmenge zwischen beiden definieren, die durch Jesus selbst greifbar wird. Der „gewaltfreie Dschihad“ Jesu „für Liebe und Gerechtigkeit“ bestehe darin, dass er eine „aktive, radikale, opferbereite Gewaltfreiheit vor[lebt], die Menschen aus dem Kreislauf von Gewalt und Gegengewalt befreit.“ (S. 198)

Man mag viele Grundannahmen der nun entfalteten Logik kritisieren, zu denen die unausgesprochene (aber für die Verständigung über den Konflikt zwischen den Religionen zunächst offenbar wichtige) These gehört, dass Jesus ein profilierter Friedensbringer ist, dessen ethisches Programm uns auch heute noch einen Weg zur Verständigung weist, keineswegs aber Gott selbst. Sieht man von diesem Zugeständnis ab, ist das Buch der ehrbare und ansteckende Versuch, unter ihren irdischen Implikationen die besten jeder Religion hervorzukehren und dadurch zu einem Miteinander einzuladen, das theologisch nicht weit vom Konzept der Konvivenz entfernt ist.

Im ersten Teil des Buches werden unter der Überschrift „Der Dschihad des Daddschal (Antichrist)“ sogenannte „Heilige Kriege“ beider Religionen dargestellt. Auf der Seite des Christentums fällt dabei nicht nur „Althergebrachtes“ ins Gewicht (Inquisition, Hexenverbrennungen, Kreuzzüge und – mit Blick auf

die Christianisierung Amerikas – auch Völkermord), sondern auch christlich verbrämte Kriege und Konflikte der Zeitgeschichte (Irak-Krieg, Ruanda und anderes). Dem Islam werden „Feldzüge, Massaker und Sklaverei“ (zur Zeit Mohammeds), „Eroberung, Herrschaft und Bekehrung“ (im Hoch- und Spätmittelalter), „Unterdrückung und Verfolgung“ (im Mogulreich), „Aggression und Vernichtung“ (im Osmanischen Reich) vorgeworfen (S. 61ff), auch der Genozid an den Armeniern, der Terror des 11. Septembers 2001 und der „Islamische Staat“ werden nicht ausgespart.

Die Ausführungen leiden an einer gewissen Holzschnittartigkeit, die dem Kerngedanken aber nicht abträglich ist. Denn nachdem nun gewissermaßen klargestellt ist, dass beide Seiten gleichermaßen Unheil über die Welt gebracht haben, kann der Autor fragen, welches „Heilspotenzial“ die Religionen überhaupt besitzen. Und eben dieses entdeckt er in dem „Jesus-Dschihad“.

Der zweite Teil des Buches versucht unter genau dieser Überschrift, Beispiele für den leidenschaftlichen, aber gewaltfreien Kampf beider (!) Religionen für ihre gute Sache zu schildern. Je zwei Protagonisten des Islam und des Christentums stehen dafür Pate, unter anderen wird Franz von Assisi ausführlich gewürdigt (S. 202ff). Durch diese Darstellung, mit der Andrews den „Dschihad“ als gewaltfreien Kampf neu definiert, wobei er Jesus als Vorbild dieses so verstandenen Dschihad sieht, versucht er Anhänger beider Religionen zu motivieren, mit derselben Leidenschaft für ihren Glauben und die Gewaltfreiheit einzutreten. Mit der notwendigen Emphase gelingt es ihm anhand seiner Beispiele deutlich zu machen, „dass gewaltfreie Aktionen nicht nur in moralischer Hinsicht richtig, sondern ... auch in politischer Hinsicht am effektivsten sind.“ (S. 244)

In seinem Fazit („Der Jesus-Dschihad auf den Punkt gebracht“, S. 231ff) macht Andrews noch einmal deutlich, dass es ihm um den Kampf geht, „dessen Ziel es ist, das Himmreich auf Erden sichtbar zu machen“ (ebd.), was durch gegenseitige Wertschätzung gelingen könne. Anhand von Zitaten muslimischer Autoren, die bspw. die Seligpreisungen als „Shari‘ah von Isa“, also als eine von Muslimen durchaus anzuerkennende Shariah Jesu bezeichnen, konstruiert er seine Vision, dass Angehörige beider Religionen in aller Barm-

herzigkeit miteinander auf- und füreinander eintreten werden.

Bemerkenswert ist an der deutschen Ausgabe des Buches über die Kerngedanken hinaus nicht nur die rund 200 Titel umfassende Bibliografie. Wertvoll ist auch das Interview zwischen Dr. Mohammed Khallouk vom Zentralrat der Muslime in Deutschland und Ekkehart Vetter von der Deutschen Evangelischen Allianz, das der Verlag dem Buch von Brian Andrews vorangestellt hat. Manche Unsicherheit in den Aussagen der beiden ist irritierend, auf einige Fragen wünscht man sich als Leser klarere Antworten. Aber den beiden Interviewten (die sich, wie auch der Autor, bereitwillig als Nicht-Experten zu erkennen geben und auf diese Weise anschlussfähig zu bleiben versuchen für Diskussionen „im wahren Leben“ und jenseits akademischer Kreise) gelingt es gerade durch ihr Ringen deutlich zu machen, dass „das Christentum“ und „der Islam“ zu vielschichtig sind, um über einen Kamm geschert zu werden. Eindeutige Antworten auf die komplexen Fragen, die uns gestellt sind, kann es deshalb nicht geben, wohl aber das Gespräch und das gemeinsame Ringen.

Dass die beiden sich in ihrem Interview nicht auf gemeinsame Verlautbarungen im Sinne eines „Kuschelclubs der Religionen“ einigen können, erhöht ihre Glaubwürdigkeit und eröffnet der Leserin ein argumentativ diverses Feld, in dem sie ihren eigenen Platz einnehmen mag. Als eben dieses sollte das Buch „Der Jesus-Dschihad“ wohl auch verstanden werden: Es ist eine hilfreiche Anregung zur Diskussion um die Verständigung zwischen christlicher und muslimischer Religion auf der Ebene der Gläubigen. Nicht viel mehr, aber gewiss auch nicht weniger als das – und deshalb ist es viel wert, bleibt doch eine solche Verständigung nach wie vor dringend notwendig.

Ingo Schütz



Reinhard Gaede: Kirche – Christen – Krieg und Frieden. Die Diskussion im deutschen Protestantismus in der Weimarer Republik. = Schriftenreihe Geschichte & Frieden – Bd. 41. Donat Verlag, Bremen 2018. 336 Seiten für 16,80 Euro. ISBN: 978-3943425758

Anlässlich des 100-jährigen „Jubiläums“ des ersten Weltkrieges schrieb Nikolaus Koch,

Präses der EKD in einem Geleitwort zur Materialsammlung „Erinnern an den Ersten Weltkrieg“ schauernd-staunend: „Auch die Kirchen haben vor hundert Jahren Schuld auf sich geladen, haben sich vom Kriegstaumel mitreißen lassen, haben ihn sogar angefacht. Wie ist das zu erklären? Wie konnte die biblische Friedensbotschaft sogar von Theologen bis zur Unkenntlichkeit verzerrt werden?“ (S. 9) Eine Antwort auf diese Frage zu geben ist das Anliegen der aktuellen Auflage des Buches von Reinhard Gaede. Seine erste Auflage war 1974 erschienen und stellt die zum damaligen Zeitpunkt bereits 3 Jahre alte Dissertation des Autoren dar. Die nun erschienene zweite Auflage erfolgt in einer Zeit, in der es zunehmend schwer fällt sich zu Krieg und Frieden als zwei binären Möglichkeiten zu positionieren. Zu deutlich machen es Konflikte wie der seit nunmehr sieben Jahren in Syrien anhaltende Bürgerkrieg, dass sich schuldig macht, wer zu den Waffen greift – dass sich aber ebenso schuldig macht, wer genau das unterlässt (nach Bonhoeffer). „Einen Beitrag zur historisch-politischen Aufklärungs- und Bildungsarbeit (zu) leisten und Autoren und Lesern ein Forum (zu) bieten, die eine wichtige Aufgabe darin sehen, die Probleme des Friedens in ihrer historischen Dimension begreifen zu lernen“, das ist das erklärte Ziel der Schriftenreihe „Geschichte & Frieden“ im Donat Verlag, in die Gaedes Buch als Band 41 aufgenommen wurde. Der Reihe insgesamt wie dem vorliegenden Werk ist zu wünschen, dass dieses Ziel erreicht wird.

Unter Aufbietung von bemerkenswert vielen Quellen untersucht der Autor die „Tradition christlicher Friedensbewegung“ verbunden mit der Frage, „warum ihre Argumente“ zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg „keine Zustimmung fanden, und der christliche Pazifismus von einer ‚nationalen Welle‘ überrollt worden ist“. (S. 11) Auf der Suche nach Antworten staunt der Leser, wenn er eintaucht in die Schrift gewordene Gedankenwelt der Damaligen – unseren Amtsvorgängern – die in den einschlägigen Veröffentlichungen von „Untertanenpflicht und Treue“ als „zu christlichen Tugenden erhobenen Normen“ schwadronieren. (S. 43) Beängstigend sind die Ausführungen vielfältiger „Kriegstheologen“ wie beispielsweise Wilhelm Philipps, der mit einem Artikel in der Berliner Kirchenzeitung „Die Reformation“ im Herbst 1916 zitiert wird: „Das Winseln und Heulen

über den Jammer und das Elend des Krieges kann ich schon lange nicht mehr hören. Der Krieg ist nicht Deutschlands Unglück, sondern Deutschlands Glück. Gott sei Dank, dass der Krieg gekommen ist, ich sags auch heute noch im dritten Kriegsjahr. Und Gott sei Dank, dass wir noch keinen Frieden haben... [Der Krieg] ist das große Operationsmesser, mit dem der große Arzt der Völker die furchtbaren, alles vergiftenden Eiterbeulen aufschneidet.“ (S. 266) Und geradezu Schwindel erregend ist es, die Debatten (u.a. im Deutschen Pfarrerbericht) nachzuvollziehen, in denen es ein offensichtliches „Interesse an kriegerischer Ausdeutung biblischer Bilder“ gab, dem „aufklärerische Theologen form-, redaktions- und zeitgeschichtliche Ergebnisse entgegen“ hielten. (S. 190) Als Beispiel dafür wird die Behauptung der Einen genannt, Jesus habe Krieg als eine Selbstverständlichkeit hingenommen (und seine Existenz somit legitimiert). Dagegen kann ein Replik-Schreiber argumentieren: „In seinen Gleichnissen setzt Jesus vieles als ‚selbstverständlich‘ voraus, z.B. Diebstahl (er wird kommen wie der Dieb in der Nacht)... ohne doch wohl die Bilder als solche empfehlen zu wollen“. (S. 191)

Der heutige Leser wird der Untersuchung Reinhard Gaedes vieles entnehmen können, was ihn zum Nachdenken bringen kann. Wenn andere Generationen von Theologen unsere gemeinsame Bibel so gänzlich anders deuten konnten, welches Recht haben wir Heutigen dann mit unseren Deutungen? Wenn kirchliche Verlautbarungen in einer konkreten historischen Situation mancherlei Unheil nicht nur nicht unterbunden, sondern es im Gegenteil auch noch befördert haben, was bedeutet das für kirchliches Reden und Handeln aus einer transhistorischen Perspektive insgesamt? Welche friedensethische Position ist heute angesichts des massenhaften Sterbens in Syrien und anderen Krisenregionen unserer Zeit zu beziehen zwischen quietistischem Pazifismus und einem militärischen Ins-Rad-Fallen?

Das mit vielen Schwarzweiß-Abbildungen versehene Buch bietet jedenfalls ausreichend Inspiration um genau über diese Fragen diskutieren zu können. Die „Beispiele kirchlichen Handelns“ sollten zum Zeitpunkt der ersten Auflage ebenso wie der „Kirche heute dienen... durch Beschämung und Ermutigung“. (S. 272) Vermeintliche Lösungen lassen den Leser heute angesichts der offenbaren Komplexität der Problematiken eher Schmunzeln

(so schlägt Gaede mutig einige „Bedingungen für gesellschaftsveränderndes Handeln der Kirchen im Dienste des Friedens“ vor, z.B. „eine deutliche Unabhängigkeit der Kirchen von den Instanzen politischer Herrschaft“ und den „Verzicht der Kirche auf sach- und aufgab Fremde Privilegien, die die Kirche in sichtbare Abhängigkeit des Staates bringen“, nämlich „staatliche Finanzierung und Organisation der Militärseelsorge, nicht aufgabengebundene oder nur historisch begründbare Staatsleistungen... etc.“ (S. 271f) Dadurch wird deutlich, dass es keine einfachen Antworten geben kann auf die Friedensfragen im 21. Jahrhundert.

Diese Fragen neu in den Mittelpunkt gerückt und aus einer historischen Perspektive intensiv beleuchtet zu haben, ist aber, weiß Gott, nicht die schlechteste Leistung, die man einem Buch nachsagen kann.

Ingo Schütz



Freya von Stülpnagel: *Und immer wieder – zurück ins Leben. Was Trost gibt und Kraft verleiht.* Kösel-Verlag, München 2018. 144 Seiten für 17 Euro. ISBN: 978-3466372119

Das Buch von Freya von Stülpnagel ist bewegend und inspirierend zugleich. Wie bei ihren anderen Büchern (z.B. „wo finde ich dich? Spirituelle Trostimpulse für Trauernde“, vgl. die Rezension in HPB 6/2014, S. 163) gelingt es der Autorin, zarte und hilfreiche Impulse anzubieten, die Trauernden bei der Bewältigung ihres Leides helfen und Begleitern in ihrer Arbeit unterstützen können. Immer wieder streut sie Gedichte verschiedenster Provenienz ein, die zum Nachdenken anregen und zugleich eine Materialsammlung darstellen.

Die erfahrene Trauerbegleiterin von Stülpnagel weiß in doppelter Hinsicht, wovon sie spricht. Zum einen hat sie zahlreiche Trauerfälle begleitet und Trauerfeiern gestaltet. Christliche Aspekte sind ihr dabei immer wichtig, ohne dass sie jemals dogmatisch würde. Zum anderen hat sie ihren eigenen Sohn durch Suizid verloren. Das macht ihre Aussagen in hohem Maße glaubwürdig, vor allem, weil sie auf jedes Pathos verzichtet.

Bei ihren Betrachtungen nimmt sie verschiedene Blickwinkel ein und rückt sowohl die eigene Angst vor dem Sterben, als auch das Verkräften eines Verlustes und die systemische Bedeutung eines Trauerfalls in der Familie in

den Blick. Gerade, dass sie im Kontext ihrer Ausführungen auch an die Betroffenheit von Enkelkindern denkt, ist hilfreich.

Wie schon ihre anderen Bücher ist auch dieser Band all jenen zu empfehlen, die Trauern den helfen wollen oder sich selbst als Trauern den nach Unterstützung sehen.

Ingo Schütz

LESERBRIEFE

Zum Leserbrief von Volker Mahnkopp (HPB 1/2018, S. 23) mit Bezug auf den Artikel „Fünf Essentials“ von Eberhard Pausch (HPB 5/2017)

Lieber Kollege Mahnkopp,

vielen Dank für Ihre Replik auf meinen kleinen Artikel im Hessischen Pfarrblatt, die beweist, dass einige Texte gelesen werden, die man so en passant produziert, um Impulse zu setzen. Das freut mich, denn nur diskursiv (im guten Sinne des Wortes) kommt unsere Kirche, kommt der Protestantismus voran!

Ich verstehe Ihre Einwände als Argumente im Sinne eines „Ja – aber“, denn ich kann sie nicht lesen als Ablehnung der Tugend des Mutes, als Ablehnung der Idee der Gewissensfreiheit, als Ablehnung einer Einladung zu gründlicher Bibellektüre (usw.).

Entsprechend könnte ich Ihren „Abers“ meine „Abers“ hinzufügen. Etwa der Art: *Mut* brauchte auch ein Melanchthon, nicht nur in Augsburg 1530, sondern jederzeit vorher und nachher, insbesondere auch während seiner Fluchtbewegungen zurzeit des Schmalkaldischen Krieges.

Das *Gewissen* habe ich selbst schon in meiner Fußnote pluralisiert durch den Hinweis auf Thomas Morus. In diese Linie hätte auch wiederum Hus hineingehört – und viele, viele andere. Dass Luther sich auf sein Gewissen berief, war eben exemplarischen und symbolischen Wertes.

Von der *Bibel* können wir heute in der Tat nur im Plural sprechen und dabei der Aufklärung und der historisch-kritischen Exegese für ihre Errungenschaften dankbar sein. Aber dass wir die Bibel höher halten als die päpstliche Bulle „Unigenitus“ oder die unkontrollierbaren Visionen einiger Schwärmer, ist durchaus Luther zugute zu halten.

Überdies hat er ja innerhalb der biblischen Zeugnisse selbst mit erstaunlicher Klarheit Unterschiede gesehen, die wir auch heute noch als bedeutsam erachten. Also: Wir sollen die Bibel als vielfältiges, faszinierendes Zeugnis von den Ursprüngen unseres Glaubens lesen und dies gebildet tun – selbstverständlich vor dem ganzen breiten Hintergrund theologischer, historischer, philosophischer *Bildung und Ausbildung*, der uns gegeben ist.

Über die Bedeutung der *Rechtfertigungslehre* für die Christenmenschen könnten wir uns vielleicht am ehesten streiten. Ich liebe Luthers Satz: „Glaubst du, so hast du!“ Kürzer kann man die Rechtfertigungsbotschaft wohl kaum zusammenfassen.

In Wolf Krötkes Auslegung:

„Dieser Luther-Satz ist nicht leicht zu verstehen. Denn Glauben – so sagt Luther selbst – ist kein „Haben“. Im Großen Katechismus heißt es: Glauben ist ein Vertrauen des Herzens zu Gott. Gott kann man darum nicht „haben“ wie einen Besitz, den man in den „Beutel oder Kasten“ steckt. „Gott haben“ bedeutet, dem zu vertrauen, den wir gerade nicht besitzen. Genau so ist der kleine Satz in Luthers berühmter Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ auch zu verstehen. „Haben“ meint hier nicht: Etwas einsacken, sondern eine Erfahrung machen. Wenn mich jemand fragt: „Hast du gut geschlafen oder hattest Du einen guten Tag“? dann will er nicht wissen, was ich besitze. Er fragt vielmehr, welche Erfahrungen ich bei Nacht oder bei Tage gemacht habe. „Glaubst du, so hast du“ will sagen: Glaubst du an Gott, wie er dir in Jesus Christus begegnet, dann machst du eine befreiende Erfahrung. Vor dir weitet sich ein Leben voller Möglichkeiten.

Was du schon angerichtet hast, braucht dich nicht zu beschweren. Du bist frei, so zu leben, wie Gott dich gemeint hat, als er dir das Leben gab. Der, welcher dein Leben mit einem solchen Leben inspiriert und bewegt, macht dich frei. „Freiheit haben“ bedeutet darum nicht, willkürlich in Gottes Schöpfung herum zu wüten. Dergleichen hat keine Zukunft. Das führt – wie wir heute aus Neue erfahren – in die Sackgasse eines Lebens voll von Abgrenzung, ja Hass auf andere. Freiheit verdient nur zu heißen, was dem Zusammenleben von uns Menschen in Achtung, Respekt und Hilfsbereitschaft Zukunft verschafft. Glaubst du, so hast du diese Freiheit.“

Selbstverständlich bleiben Paulus und Luther Wegbereiter, aber auch Wegbegleiter – und wir sind auf demselben Weg und noch lange

nicht am Ziel. Wegbereiter sind somit auch wir und die, die nach uns kommen werden. Was denn sonst? Genau deshalb ist Protestantismus ein *Prinzip* und ein *Prozess* und ein *Mobile aus Impulsen, ein Bündel beweglicher Anregungen*.

Herzlichen Dank und beste Grüße
Eberhard Pausch



Zu „Wider die Degradierung eines Berufsstandes – Erster Konvent von Schulpfarrer/innen in der ELKB“ von Roland Spliesgart (HPB 1/2018, S. 9)

Was bin ich froh, dass ich in der EKHN Schulpfarrer sein durfte. In Bayern hätte ich mich mit fünf eigenen Kindern und einem in Pflege nie in dieses Abenteuer gewagt. Schon der Begriff „Abstellungsvertrag“ zeigt die fehlende Wertschätzung dort. Abgestellt auf ein Kellerregal? Oder abgestellt wie der Strom, der nicht bezahlt wurde?

Bei uns wurden und werden „Gestellungsverträge“ geschlossen. Beiden Bundesländern zur Verfügung gestellt für eine „hochmotiviert und hochqualifiziert“ zu leistende wichtige Arbeit. Statt kurzfristiger Zeitarbeitsverträge gibt es auf mindestens fünf Jahre festgeschriebene, die nach allgemeiner Erfahrung ohne große Formalitäten verlängert werden. Und der eine oder andere Vertrag ist wie der Meine unbefristet, Leasing mit Restwert Pensionsreife. Eine wunderbare Sicherheit. Doch auch in unserer Kirchenregion gab und gibt es Schwierigkeiten.

Ein erstes und ernstes Problem waren und sind die sich ständig verschlechternden Rahmenbedingungen. Der Pfarrermangel hat die Spezies Schulpfarrer langsam zur vom Aussterben bedrohten Art werden lassen. Und der Religionsunterricht verliert in manchen Schulen deutlich an Wertschätzung.

Ein weiteres Problem ist die Einbindung in die übrigen kirchlichen Strukturen. Als Berufsschulpfarrer an der Grenze zur Rheinischen Kirche hatte ich Schüler aus seinerzeit fünf hessen-nassauischen Dekanaten und drei rheinischen Kirchenkreisen. Schwerpunktclassen der Bundeswehrstandorte im mittleren Westen der Republik und der Deutschen Bahn lieferten mir sogar Schüler aus einem Gebiet von Görlitz bis Saarbrücken. Da kann man kaum Kontakte zu den dortigen Gemeinden

und mittleren Verwaltungsebenen knüpfen oder gar halten. Und selbst im eigenen Dekanat ist das äußerst schwierig. Die klassische Pfarrkonventszeit Mittwoch früh hätte ich zwar nach dem Wortlaut des Gestellungsvertrages wahrnehmen können, das aber meinen Lehrerkollegen, der Schulleitung und erst recht meinen Schülern nie zugemutet. Vertretungspläne sind für alle Betroffenen ein Graus. Drollig am Rande: von den drei nacheinander in meinem Arbeitsplatz-Dekanat zuständigen Dekanen kannte ich einen persönlich aus meinem Dienstbeginn-Antrittsbesuch, einen nur per Telefon und den dritten aus der gemeinsamen Studienzeit. Ich schien den Kolleginnen und Kollegen in den Gemeinden noch weniger interessant als mir die regionale kirchliche Administration. Wenn ich um einer Schülerin oder eines Schülers willen mit seiner Gemeindepfarrperson das Gespräch suchte, was durchaus öfter vorkam, war diese zumeist völlig erstaunt, dass es mich gab. Ganz nebenbei: so mancher kirchenferne junge Mensch hat über den Religionsunterricht in seine Kirchengemeinde hinein gefunden.

Ein drittes Problem ist die Haltung der jeweiligen Schulverwaltung den Schulpfarrern gegenüber, sowohl der Pfarrperson im Einzelnen als auch der Spezies im Allgemeinen. Während die meisten Schulleitungen die starke Rolle der Schulpfarrer im Sozialisierungs- und Persönlichkeitsbildungs-Prozess ihrer Schülerinnen und Schüler außerordentlich wertschätzen, haben viele Dezernenten außer warmen Worthülsen eher Vorbehalte gegen diese Systemfremden, die sich oft als auffällig kritisch und unangepasst an die jeweils gängigen Lehrmethoden bewegen, und das verdächtigerweise mit dem Schutz der Kirche im Rücken. Nach fünf Jahren meiner Schulpfarrerzeit wurden die Stellen des staatlichen Fachreferenten und des Fachleiters Religionsunterricht für unsere Schulform ausgeschrieben, als der Studiendirektor, der beide Aufgaben in Personalunion wahrgenommen hatte, in den Ruhestand ging.

Die erstere Aufgabe, die der Kommunikation zwischen den Unterrichtenden unseres Faches in allen Berufsschulen des Regierungsbezirkes zu dienen hatte, traute ich mir zu und bewarb mich. Zum Dezernenten einbestellt erfuhr ich von diesem, das Land könne keinen Kirchenbeamten in den Staatsdienst auf Lebenszeit übernehmen. Mit meinen

Bewerbungsunterlagen entließ er mich mit herzlichen Worten. Genau zehn Wochen später wurde uns per Rundschreiben mitgeteilt, der rheinische Schulpfarrer N.N. sei ab sofort in Personalunion Fachreferent und Fachleiter und als solcher zum Studiendirektor ernannt worden. Da wir beide uns ganz gut kannten und bereits mehrfach gemeinsame Aktionen geplant hatten, sprach ich ihn auf die Sache an. Er wusste nichts von meiner Bewerbung, hatte nie etwas von einer Schwierigkeit oder gar der Unmöglichkeit der Übernahme gehört und war mit mir stocksauer darüber, dass ich belogen worden war. Er war zur Übernahme beider Aufgaben überredet worden. Ihm lag jedoch die Fortschreibung der Lehrpläne und die Seminararbeit mehr als die Netzwerkerei. Wir waren uns einig, wir wären kein schlechtes Tandem geworden.

Und nun noch ein Letztes: Einigen Lehrpersonen sind die Schulpfarrerinnen und Schulpfarrer den Schülern „zu nah“. Aus den oft sehr offenen Diskussionen im Religionsunterricht wächst natürlich ein gewisses Vertrauen. Auch Probleme aus anderen Unterrichtsfächern werden von den Schülern thematisiert, das lässt sich nicht verhindern, ermöglicht, ja erfordert sogar im Einzelfall die Moderation durch die Pfarrperson. Das schürt aber auch den kollegialen Verdacht, diese könne ihre Informationen unkollegial missbrauchen. Das auszuhalten bedarf schon eines guten Gott- und Selbstvertrauens. Wie eben alles in unserem Beruf.

Gerhard Roos

HINWEISE

Begegnungstag für Pfarrwitwen und Frauen emeritierter Pfarrer (EKKW)

Ganz herzlich laden wir zum Begegnungstag nach Fulda ein. Dieser findet am **Samstag, dem 16. Juni 2018** ab ca. 10 Uhr statt. Wir werden in Fulda in der Benediktinerinnenabtei zur Hl. Maria zu Gast sein. Am Nachmittag besichtigen wir dort den Klostergarten, der nur samstags geöffnet ist. Er ist eine Oase mitten in der Stadt und blickt auf eine lange Tradition biologischen Gartenbaus zurück. Im Anschluss können wir gemeinsam im Ev. Zentrum (Haus Oranien) Kaffeetrinken und uns austauschen. Alle Wege sind kurz und gut zu Fuß zu erreichen, auch vom Bahnhof aus.

Auch Pfarrfrauen und Pfarrmänner, deren Partner im aktiven Dienst sind, können an dem Begegnungstag teilnehmen.

Anmeldung ab sofort, spätestens jedoch bis zum 4. Juni 2018 an vorsitz.pfpm@ekkw.de.

Nur die angemeldeten Personen erhalten einen weiteren Brief mit genauem Verlauf und Teilnehmerinnenliste.

Tag für Pfarrerinnen und Pfarrer des Pfarrerinnen- und Pfarrervereins in der EKHN e. V.

Idstein am 20. Juni – warm anziehen!

Aufgrund der hohen Teilnehmerzahl wird nicht nur das Morgenlob, sondern das ganze Vormittagsprogramm bis zum Mittagessen in der Unionskirche stattfinden.

Da es sich um ein historisches Gebäude handelt, in dem nicht beliebig hoch geheizt werden kann (max. 17 Grad Celsius), weisen wir vorsorglich darauf hin, dass sich die Teilnehmer, auch bei hoffentlich wärmeren Außentemperaturen, eine zusätzliche Jacke o. ä. mitbringen sollten.

AUCH DAS NOCH

Hausaufgabe im Fach Deutsch

Verfasse eine Kurzgeschichte (Länge max. eine Seite), die die folgenden Themen beinhaltet:

Religion

Sexualität

Geheimnis

Oh Gott, ich bin schwanger!
Wenn ich nur wüsste, von wem!

Inhalt:

Editorial	30
Spezialisten im Pfarramt? Vorstandsbericht im Pfarrverein der EKHN <i>Martin Zentgraf</i>	31
Das rote Jahrzehnt Zur Bedeutung der 68er-Bewegung für die Kirche <i>Konrad Schulz</i>	33
Missionarische Möglichkeiten in der Region entdecken Strukturanpassungen als Chance für den Lauf des Evangeliums <i>Armin Beck</i>	38
Martin Luther King – Bürgerrechtler, Mystiker und Prophet nach 50 Jahren Ich habe das gelobte Land gesehen <i>Volker Schoßwald</i>	44
Presseinfo	49
Für Sie gelesen	49
Leserbriefe	58
Persönliche Nachrichten	60
Hinweise	63
Auch das noch	63

Für unverlangt eingesendete Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Die Schriftleitung behält sich vor, Beiträge, Leser/innen-Reaktionen etc. nicht zu publizieren bzw. zu kürzen.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Pfarrvereine oder der Schriftleitung wieder. Namentlich gekennzeichnete Beiträge verbleiben mit allen Rechten bei den Autoren und Autorinnen.

Für die Richtigkeit von Angaben, Daten, Behauptungen etc. in den namentlich gekennzeichneten Beiträgen kann der Herausgeber keine Haftung und Gewährleistung übernehmen; sie werden jedoch nach bestem Wissen und Gewissen wie Verhältnismäßigkeit des Einsatzes von Mitteln und Ressourcen überprüft.

Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt.

Impressum:

Herausgeber und Verleger: Ev. Pfarrerinnen- und Pfarrerverein in Hessen und Nassau e.V., Geschäftsstelle: Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. (0 69) 47 18 20 / Fax (0 69) 47 94 87 sowie der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V., Geschäftsstelle Kirchenkreisamt Marburg, Universitätsstr. 45, 35037 Marburg, www.ekkw.de/pfarrverein.

Schriftleitung und Redaktionsanschrift: Pfr. Ingo Schütz, Amselweg 19, 65760 Eschborn, Tel. (0 61 73) 9 89 26 50.
E-Mail: ingo.schuetz@pfarrverein-ekhn.de

Redaktionskommission: Pfr. Frank Illgen, Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel. (05 61) 400 79 89, pfarrverein@ekkw.de; Pfr. Dr. Martin Zentgraf, Hess. Diakonieverein, Freiligrathstr. 8, 64285 Darmstadt, Tel. (0 61 51) 3075-280, Fax 3075-29-281; Pfr. Dierk Glitzenhirn, Frankenhainer Weg 55, 34613 Schwalmstadt-Treysa, Tel. (0 66 91) 9 68 56 92; Pfrin. Susanne Holz-Plodeck, Rheinstr. 3a, 65597 Hünfelden, pfarramt-huenfelden-dauborn@t-online.de; Pfrin. Susanna Petig, Karthäuser Str. 13, 34587 Felsberg-Genungen, Tel. (0 56 62) 44 94, Fax (0 56 62) 67 45.

Druck: Plag, gemeinnützige Gesellschaft zur Entwicklung neuer Arbeitsplätze mbH, 34613 Schwalmstadt.

Der Bezugspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten.
ISSN – 0941 – 5475

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 2. 5. 2018